ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Wie Studenten auf Münkler-Watch ihren Professor kritisieren, lest ihr auf **Seite 5**

Juni 2015 – Nr. 156 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNABWÄHLBAR www.ruprecht.de

Heute nur noch für Stammgäste

Von Janina Schuhmacher

Dass Türsteher kreative Ausreden vorbringen, kann man leider selten behaupten. Wer heute mal keine Lust auf Minirock und Schminksession à la Boris Entrup hatte, ist schnell mal „zu jung für unser Publikum“. Und wenn die männliche Begleitung am Donnerstagabend wieder in schmutzigen Turnschuhen antanzt, ist der Einlass diese Woche „exklusiv für Clubkartenbesitzer“.

Zum Glück gibt es auch alternative Partys, auf denen man zu Indiemusik mit zerlöcherten Jeans und Turnschuhen das Wochenende feiern kann. Das dachte ich mir zumindest, als ich vergangenen Samstag einen gewissen Club in unmittelbarer Nähe des Mannheimer Hauptbahnhofs besuchte. Als allerdings zwei Freunde dazustoßen wollten, mussten sich die Türsteher kurz zur Beratung zurückziehen, um dann zu dem Schluss zu kommen: „Es ist schon so voll, ihr könnt heute leider nicht in den Club. Nicht, dass unsere Stammgäste nicht mehr reinkommen.“

Die beiden Freunde, die sich von den übrigen in der Schlange Wartenden lediglich dadurch unterschieden, dass sie offenbar nicht aus der Metropolregion Rhein-Neckar, sondern aus Westafrika stammten, nahmen die Absage locker. Was sich die besagten Stammgäste denken, wenn ihre Freunde heute draußen bleiben müssen, scheint den Rausschmeißern völlig egal zu sein. Mit dem Sicherheitspersonal zu diskutieren, war nicht möglich: Diese hatten anscheinend nie gelernt, sich zu artikulieren. Was nützt es da, wenn der DJ jeden Samstagabend „Schrei nach Liebe“ spielt?

Die Reaktion der Türsteher verleiht der Afri Cola einen bitteren Beigeschmack und lässt die „Kultur gegen rechts“-Aufkleber an den Wänden der Damentoilette höhnisch wirken. Das Motto „Ein Kessel Buntes“ gilt wohl nicht für die Hautfarbe der Besucher.



Den Charme der Goldenen Zwanziger brachte das „Chasefestival“ vom 4. bis 7. Juni nach Heidelberg. Die Teilnehmer der internationalen Swingveranstaltung zogen am Freitagmittag durch die Altstadt und schwangen am Bismarckplatz, vor der neuen Universität und an den Neckarwiesen das Tanzbein. Tanzabende, Livemusik und Unterricht für Anfänger wie auch Fortgeschrittene zogen über 300 Swing-Begeisterte an. Nicht nur in Heidelberg erfreuen sich Tanzstile wie Charleston oder Lindy Hop seit einigen Jahren wieder zunehmender Popularität. **(jas)**

Foto: fwe

Klappe zu, Affe tot!

Mitte Juni schließt der Irish Pub „Brass Monkey“ endgültig. Grund dafür ist eine Klage wegen Lärmbelästigung

Nach sieben Jahren muss der Irish Pub „Brass Monkey“ die Haspelgasse in der Altstadt verlassen. Der Grund dafür ist eine zivile Hausbewohnerklage wegen Lärmbelästigung. Versuche, das Urteil des Landgerichtes Heidelberg anzufechten, scheiterten aus finanziellen Gründen. Die Berufung belaufe sich ungefähr auf 10 000 Euro – verlöre das „Brass Monkey“ den Rechtsstreit, würden noch die Anwaltskosten der gegnerischen Partei hinzukommen. Eine Summe, welche die Pächterin Karen Wilkinson nach eigenen Angaben nicht aufbringen kann.

Die Auseinandersetzung begann im Dezember 2012, als Uwe Beisel, ein Teileigentümer der Räumlichkeiten, die Wirtin über eine Pachterhöhung informierte. Da der bisherige Vertrag jedoch noch nicht ausgelaufen war, weigerte sich Karen Wilkinson den Forderungen nachzukommen. „Nach dieser Begegnung fingen die Beschwerden der Hausbewohner an. Besonders eine Jurastudentin, die über uns wohnte und bis zu diesem Zeitpunkt ein Stammgast war, beschwerte sich über jegliche Art von Lautstärke“, erzählt die Pächterin.

Bei Aussagen vor Gericht wurde vor allem das laute Auswechseln der Bierfässer kritisiert. Dass diese Mechanismen aus dem Keller bis in den ersten Stock zu hören seien, ist für die erfahrene Gastronomin nur schwer vorstellbar. Der Hausverwalter Uwe Beisel sieht dies jedoch als eine ernstzunehmende Beeinträchtigung an. „Aufgrund der groben Lärmbelästigung mussten wir schon Mietkürzungen als Kompromiss anbieten“, sagt der Vermieter ärgerlich. Auch die finanzielle Forderung sei rechtlich einwandfrei – laut der Eigentümer ist eine Pachterhöhung um 17 Prozent in einer Index-Klausel im Vertrag festgehalten. Begründet wird diese Anpassungsmöglichkeit mit steigenden Lebenshaltungskosten.

Nach einer ersten Kündigung im Juli 2013 und erfolglosen Gesprächen zwischen den Parteien, ordnete das Landgericht Heidelberg im Dezember klärende Lärmgutachten für das Jahr 2014 an. Das Ergebnis der Messungen wirft jedoch Fragen auf. „Es wurde insgesamt dreimal gemessen. An einem Freitagabend, an welchem laut Gutachten ‚normale Kneipenlautstärke‘ herrschte. Während unseres Pubquizes am Donnerstag – auch hier gab es keine großen Beanstandungen, schließlich endet das Quiz immer schon um zehn Uhr abends. Die dritte Messung erfolgte jedoch während des WM Viertelfinalspieles Brasilien gegen Kolumbien“, sagt Karen Wilkinson. Dem lautstarken Gejohle dieses Abends wurde von dem Gericht als deutliche Belästigung stattgegeben. Der Vermieter findet diese Beweisgrundlage vollkommen unproblematisch, denn schließlich werden regelmäßig alle wichtigen Fußballspiele sowohl aus den deutschen als auch den englischen Ligen gezeigt. „Da ist die Lärmbelästigung genauso groß!“, versichert Uwe Beisel.

Die vielen Stammgäste des Lokals sehen das, und den gesamten Rechtstreit, ganz anders. Nach der überraschenden Urteilsverkündung starteten sie spontan eine Kampagne zur Rettung des Pubs. Mit einer Online-Petition haben sie fast 3000 Unterschriften gesammelt, um so Druck auf den Vermieter zu machen. Außerdem beginnen sie Geld für einen Berufungsprozess zu sammeln. Selbst Gemeinderatsmitglied Mathias Michalski von der SPD setzt sich für die Kneipe ein. Vergeblich, denn es kamen nur gut 1000 Euro zusammen, also gerade einmal 10 Prozent der benötigten Summe.

Im Kampf sind die Fronten inzwischen so verhärtet, dass selbst die endgültige Schlüsselübergabe ohne Rechtsbeistand nicht zu klären scheint. Dass nur zwei Tage zwischen den konkurrierenden Vorschlägen liegen, bestätigt: Selbst mit kleinen Kompromissen zwischen Mieter und Pächterin ist in Zukunft nicht mehr zu rechnen. **(aig)**

Zu den Anfängen des Brass Monkeys auf Seite 9

Wahltage

Im Juni werden drei Gremien gewählt

„Superwahlsemester“ in Heidelberg: Zum ersten Mal finden in diesem Sommersemester vom 16. bis 18. Juni gleich drei Uni-Wahlen parallel statt: die Wahlen für den Studierendenrat, sowie für die studentischen Vertreter im Senat und in den Fakultätsräten. Alle Studierenden der Uni Heidelberg können an diesen drei Tagen jeweils von 11 bis 16 Uhr ihre Stimmen abgeben und ihre Interessenvertretungen in der Verfassten Studierendenschaft und den Gremien der Uni wählen. Der neue gleichzeitige Wahltermin soll dabei helfen, mehr Leute auf die Wahlen aufmerksam zu machen. Der Urnengang verteilt sich auf alle Uni-Standorte: In der Neuen Uni in der Altstadt, im Neuenheimer Feld, im Campus Bergheim und in Mannheim (Medizin) werden Wahllokale eingerichtet. Für den Senat und den StuRa kandidieren Listen verschiedener politischer Hochschulgruppen, für die Fakultätsräte je nach Fakultät einzelne Studierende oder ebenfalls Listen. Dementsprechend variieren die Wahlen zwischen Verhältnis- und Mehrheitswahl. Der *ruprecht* erklärt in dieser Ausgabe, worum es in den einzelnen Gremien geht, was sie für die Studierenden bewirken können und welche Ziele und Positionen die einzelnen Listen haben. **(sko)**

Alles zu den Uni-Wahlen auf Seite 4



Ein Sport für Wasserratten:
Unsere Redakteurin besuchte die „Neckarkrokodile“ beim Kanupolo
auf **Seite 7**

STUDENTISCHES LEBEN



Soll Cannabis legalisiert werden?
Ob es in Heidelberg bald einen Cannabis Social Club gibt
auf **Seite 9**

HEIDELBERG



Ampelpärchen demonstrieren
neuerdings in Wien für Offenheit gegenüber allen sexuellen Orientierungen
auf **Seite 14**

WELTWEIT

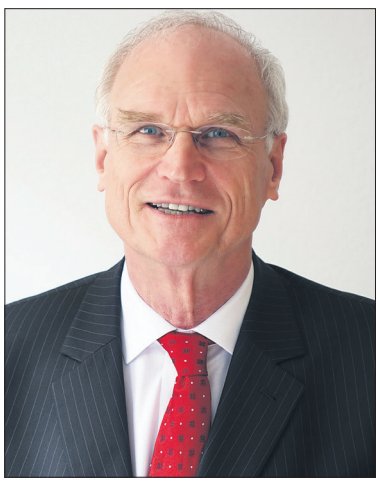
Rauchfrei feiern?

In Heidelberg sind die besten Kneipen diejenigen, in denen geraucht werden darf. Vom hiesigen SPD-Parlamentarier aber kam einst die Initiative für das Nichtraucherschutzgesetz des Bundes. Sollte in der Gastronomie ein generelles Rauchverbot gelten? (kgr/fel)

PRO

Anno 2007. Ein Betreiber von mehreren Gaststätten in Heidelberg hatte mich mit bedrohlichem Unterton zum Gespräch gebeten, um mir zu erklären, dass es auf mein Konto gehen würde, wenn demnächst einige der schönsten Kneipen Konkurs anzumelden hätten und „fast 40 Studentinnen ihre Minijobs praktisch über Nacht verlieren“. Zum Essen gehöre ein Bierchen, zum Bierchen eine Zigarette, und auch zum Bierchen ohne Essen gehöre eine Zigarette. Mit dem Rauchverbot würden die Kneipen in den Konkurs getrieben. So einfach sei das und ob ich das nicht kapieren wolle. Er lag falsch.

Das war zu einer Zeit, in der in jeder Gaststätte und auch sonst fast überall geraucht wurde und im Deutschen Bundestag über Rauchverbote in öffentlichen Gebäuden, Bussen und Bahnen und Gaststätten diskutiert wurde. Das Deutsche Krebsforschungszentrum hatte eine Studie veröffentlicht, die zeigte, dass nicht nur jedes Jahr weit über 100 000 Raucher vorzeitig meist qualvoll sterben, sondern auch über 3000 Nichtraucher, die freiwillig oder gezwungenermaßen Tabakrauch eingeatmet hatten.



Lothar Binding
vertritt den Wahlkreis Heidelberg im Deutschen Bundestag. Der SPD-Politiker und ehemalige Raucher tritt seit Jahren für den Nichtraucherschutz ein

Inzwischen gab es einen Volksentscheid in Bayern – fast zwei Drittel der Wähler stimmten für das Rauchverbot in Kneipen, Gaststätten und Bierzelten. Am 1. September 2007 trat das Bundesgesetz zum Schutz vor den Gefahren des Passivrauchens in Kraft. Die Beschäftigten haben seither den gesetzlichen Anspruch auf Schutz vor dem Passivrauchen. Und in den Bundesländern?

Auch wenn mehr als 75 Prozent aller Bürgerinnen und Bürger für ein Rauchverbot in Gaststätten eintreten, hatten viele Länderparlamente nicht die Kraft zu einer klaren Regelung. Die Regelungen gleichen einem Flickenteppich. Es gibt die Vermutung, dass die massive Lobbyarbeit der Zigarettenindustrie wirkt – wie sonst ist zu erklären, dass sich eine breite Mehrheit im Volk in den Parlamenten nicht wiederfindet. Erst jüngst wurde das Thema Nichtraucherschutz durch massive Intervention von CDU/CSU im Koalitionsvertrag blockiert. Eine bundeseinheitliche Regelung wird so erneut verhindert. Gravierende länderspezifische Unterschiede im Gesundheitsschutz verstoßen aber gegen den Grundsatz gleichwertiger Lebensverhältnisse.

Vor allem in Baden-Württemberg sind die Regelungen zum Nichtraucherschutz blamabel. Sein Nichtraucherschutzgesetz strotzt vor Ausnahmen. Es gibt zwar Regelungen zum Schutz des Gaststättenpersonals, allerdings ist das Einrichten eines Raucherraumes möglich. Sogar der gesamte Betrieb kann als Rauchergaststätte deklariert werden, sofern nur ein Gastraum mit einer Größe von weniger als 75 Quadratmetern vorhanden ist und lediglich „kalte Speisen einfacher Art zum Verzehr an Ort und Stelle verabreicht werden“.

Die Ausnahmen folgen uralten Vorschlägen des Verbandes der Cigarettenindustrie (VdC). Der VdC hatte sieben Mitglieder, die sich die Milliarden aus dem Tabakgeschäft aufteilten. Als alles zu peinlich wurde, hat sich der Verband mit nur noch fünf Mitgliedern neu gegründet und beackert nun unter anderem Namen die Parlamente.

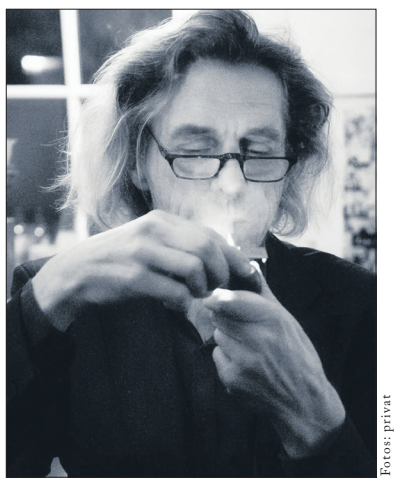
Heute wissen wir, dass es den rauchfreien Gaststätten und Kneipen besser geht als je zuvor. Ihre Gäste werden nicht mehr mit gesundheitsgefährdenden, insbesondere krebserregenden Substanzen belastet. Nikotin ist die stärkste suchtauslösende Substanz und Raucher können nicht einfach davon lassen. Deshalb soll es die Möglichkeit geben, außerhalb des Gasthauses zu rauchen – so muss niemand Tabakrauch einatmen, der es nicht möchte. Es wäre natürlich schöner, wenn die Raucher einige Schritte entfernt vom Eingang rauchen würden, weil der Gastraum sonst oft nur durch einen karzinogenen „Vorhang“ erreichbar ist.

Nicht die Raucher sind gefährlich. Es ist der Rauch. Viele Raucher sind verständnis- und rücksichtsvoll. Deshalb bin ich zuversichtlich, dass wir langfristig ein flächendeckendes Rauchverbot in Gaststätten und Bars erreichen.

CONTRA

Ja doch, es ist eine gute neuere Regelung, daß die Restaurants nur nach Braten und Suppen und Wein duften und nicht nach Rauch und Nikotin – und abermals ja, es ist gut, daß Menschen, die nicht rauchen und das Rauchen nicht ertragen, von der geringsten Nötigung frei bleiben, sich dieser Unbill bei Amtsgeschäften oder in Zügen und Bussen auszusetzen.

Darüber hinaus aber: Warum ist es so schwierig, die republikanische Haltung aufzubringen und zu praktizieren, daß wir uns unterscheiden, daß wir unterschiedliche Dispositionen, Neigungen, Versuchungen, Verderbtheiten, Lüsternheiten, Schmerzlichkeiten, Geschmäcker, Temperamente, Ideologien und Dogmen herumtragen und aushängen? Warum ist es so schwierig, uns über die Frage, ob mir piercing eine Freude oder ein Graus ist, ob geschorene oder wuchernde Achselbehaarung mehr Adrenalin oder mehr Glückshormone in Gang setzt, ob ich getötete Tiere oder Löwenzahn esse, ob ich Haschisch oder Zigarette oder Pfeife oder gar nicht rauche … einfach endlos zu streiten und nie darüber zur Ruhe zu kommen und – das einfach so nur gut zu finden? Wenn man freilich – wie auch die altstädtische „LINDA“ oder, empörender, die anti-politischen „pegida“ oder andere Reinlichkeitsfanatiker – anstelle des Waldes die Stadt „fegen“ will und dafür alles säuberlich regeln muß, weil Streit das tot beruhigte Wohnzimmer-feeling stört und durchbricht – ja dann haben wir wirklich ein Problem. Und da hört es auch auf, lustig zu sein, denn da geht es an die Substanz.



Fotos: privat

Clemens Bellut
ist Philosoph, Buchhändler, Inhaber der gemeinnützigen GmbH „artes liberales – universitas“ und leidenschaftlicher Pfeifenraucher

Bevor mir irgendjemand, der seinen Fuß nie dorthinsetzt, in meiner bevorzugten Eck-Kneipe das Rauchen madig machen darf, muß mir erst mal jemand vorgestellt werden, der sich, von meiner womöglichen nächtlichen Bettgenossin abgesehen, über meine qualmende Pfeife beschwert. Wenn ihm der Geruch nicht paßt, lasse ich mit mir reden und wechsele den Tisch oder setze mich in die andere Windrichtung oder lege die Pfeife beiseite. Der einzige, der sich aber aus einer administrativen Regelung Befriedigung verschaffen kann, ist der Neurotiker, dem die ganze Welt ohnehin viel zu unordentlich ist.

Kein Nichtraucher wird sich freiwillig an diesen Ort begeben, dem nicht, wie bei den berühmten Party-Rauchertreffen auf dem Balkon oder in der Küche, die Gesellschaft der Raucher und womöglich sogar der Geruch des Rauchs ohnehin lieber ist – und ein Grund zum unfreiwilligen Betreten ist mir schlechthin nicht erfindlich. Wenn ich umgekehrt mit nichtrauchenden Freunden unterwegs sein will, werde ich gewiß nicht diese Eckkneipe in Vorschlag bringen – und werde an anderem Ort mit Vergnügen der anderen Dynamik des Gesprächs folgen mögen.

Nein, ich werde mich hier nicht auf das weite Feld der Ausweichschlachten begeben; ich werde eben nicht die Auspuffrohre anführen, daß man ihnen zuerst mal das rauchende Maul stopfen sollte; nein, auch die Schlote der Kohle- und Gaskraftwerke nicht; nicht den Zucker und nicht die tausend anderen Verbrechen und Läßlichkeiten und Ungeheurlichkeiten und Unaufmerksamkeiten.

Nein, nur wenn man der Frage, ob das Rauchen mit Stumpf und Stiel öffentlich gebrandmarkt, geächtet und ausgerottet gehört oder nicht, überhaupt etwas abgewinnen will, was über das Nachleben eines breitgetretenen Quarks hinausreicht: dann doch wohl nur die Debatte darüber, was uns entzweit und zerstritten und unversöhnlich sein lassen darf, ohne die Fuchtel von Gesetzen und Verordnungen und Verboten auf den Plan zu rufen. Es lassen sich doch Gesetze und Verordnungen in dem einen Fall wie abgekürzte Kommunikationspfade ansehen, die aus einer gewissen energetischen und zeitlichen Ökonomie angeraten sein können, um nicht immer alles mit allen auf neue Weise aushandeln zu müssen – im anderen Fall aber, und das sind die unnötigen Gesetze und Verordnungen, wie das Scheitern von Kommunikation, von Gespräch, von Streit, von Großherzigkeit, von Generösität und von Zivilität.

Das macht den Unterschied aus: Die einen vermissen im Konfliktfall ein Gesetz, das ihnen den Konflikt abnimmt, die Anderen vermissen die Generosität und Zivilität, unterschiedliche Präferenzen auch und gerade, wenn sie einander ausschließen, als Gewinn und nicht als Verarmung anzusehen.

Wir haben Studenten in Heidelberger Kneipen nach ihrer Meinung gefragt:



Maxi, 23

Geschichte, Germanistik
(6. Semester)

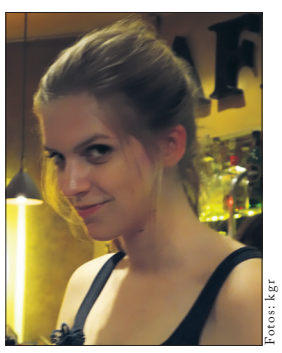
„Ich bin gegen das generelle Rauchverbot. Wer sich am Qualm stört, kann sich ja in Nichtraucherbereiche oder -kneipen zurückziehen. Und jetzt muss ich zum Automaten, um mir ein Päckchen Zigaretten zu kaufen.“



Matti, 21

Politik, Soziologie
(4. Semester)

„Für hedonistische Selbstzerstörungsmomente sollte es Zeit und Raum geben. Allerdings sehe ich Nichtraucherdiskriminierung kritisch – es sollten für jeden Kneipen zum Wohlfühlen bereitgestellt werden.“



Fotos: kgr

Cathi, 22

American Studies
(6. Semester)

„Ich rauche zwar selbst nicht, aber es sollte Kneipen geben, in denen Raucher ungestört ihrem Lebensstil nachgehen können. Ich arbeite in einer Raucherkneipe und es stört mich nicht.“ **(kgr, fel)**

Kein Ende in Sicht

Alternativlose Forschungsmethode oder Tierquälerei: Der Fall um Nikos Logothetis' Affenforschung heizt die Tierversuchsdebatte neu an. Auch in Heidelberg sorgt das Thema für Kontroversen

Von Janina Schuhmacher und Monika Witzenberger

Bei vielen Krankheiten müssen wir verstehen, wie verschiedene Organe eines Organismus interagieren, was die Forschung an ganzen Tieren weiterhin unerlässlich macht", heißt es in einem offenen Brief, in dem 16 Nobelpreisträger vor einem Ausstieg aus der tierexperimentellen Forschung warnen. Der Hintergrund: Ende April kündigte der Tübinger Neurowissenschaftler Nikos Logothetis an, seine Forschung an Primaten nach 18 Jahren zu beenden. Ein Fernsehbericht zeigte Aufnahmen von Affen aus Logothetis' Abteilung am Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik. Die Tiere hatten Elektroden im Kopf und teilweise offene Wunden. Nach monatelangen Protesten von Tierschützern und sogar Morddrohungen gegen Logothetis, beschloss der Forscher, künftig nur noch mit Nagetieren zu arbeiten. Die Debatte ist damit jedoch noch lange nicht abgeschlossen. Während rund 5000 Wissenschaftler in den letzten Wochen den Aufruf zur Solidarität des Werner Reichardt Zentrums für Integrative Neurowissenschaft unterzeichneten, forderte die Bürgerinitiative „Stop Vivisection" vor dem Europäischen Parlament die Aufhebung der geltenden „Richtlinie zum Schutz der für wissenschaftliche Zwecke verwendeten Tiere" und ein Ende aller Tierversuche. Unterstützt wurde die Initiative von rund 1,2 Millionen Unterschriften.

Auch wenn die EU-Kommission das geforderte vollständige Verbot von Forschungsarbeiten mit Tieren ablehnt, wird das Thema Tierversuche nicht nur in Tübingen kontrovers diskutiert. Im Heidelberger Zoo haben wir mit Vanessa Schmitt gesprochen, die dort Kognitionsforschung mit Affen betreibt. Seit ihrem Studium der Verhaltensbiologie in Kaiserslautern und Göttingen erforscht sie die Intelligenz von Tier- und Menschenaffen. Konkret bedeutet das, dass die Tiere mit Aufgaben betraut werden, wie sie aus der entwicklungspsychologischen Forschung mit kleinen Kindern bekannt sind. Schmitt zeigt uns Videos von ihrer Arbeit: Den Affen werden zwei Schalen mit Zuckerkugeln gezeigt. Das Tier erhält diejenige, auf die es zeigt. Affen sind ebenso wie Krähen oder Raben dazu in der Lage, die Schale mit der größeren Menge an Zuckerkugeln auszuwählen. Bei solchen Experimenten testen die Forscher soziale und physikalische Kognition der Affen. „Die Tiere werden zu nichts gezwungen. Wenn die Affen nicht aus dem Käfig kommen wollen, dann gehen wir eben wieder", betont Schmitt.

Wie steht die Forscherin zu den Entwicklungen in Tübingen? Logothetis' Entscheidung findet sie nachvollziehbar, aber „heftig für die Forschung". Aktuell arbeitet Schmitt mit Touchscreens, an denen die Affen verschiedene Aufgaben lösen und dabei den menschlichen Smartphone-Benutzern auf der anderen Seite des Käfigs verblüffend ähnlich sehen. Proteste gegen ihre Arbeit, die überwiegend auf Verhaltensbeobachtungen beruht, hat sie demnach noch nicht erlebt. Dennoch findet sie: „Tierversuche sind dann gerechtfertigt, wenn man das Ziel hat, die Krankheitsgeschichte des Menschen zu verbessern." Auf die Frage, für wie wichtig sie dieses Ziel hält, antwortet sie ausweichend: „Für mich persönlich kommen invasive Tierversuche nicht infrage." Etwa in der Alzheimerforschung gebe es für solche Versuche mit Affen keine Alternativen.

> „In Deutschland gibt es genug Gremien, die den Schutz der Tiere gewährleisten"



Foto: Interdisziplinäre Arbeitsgemeinschaft Tierethik

Veganer Kuchenstand der Interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft Tierethik

Laut Rainer Nobiling bleiben auch im Herz-Kreislauf-Bereich invasive Tierversuche unverzichtbar. Der langjährige Tierschutzbeauftragte der Universität Heidelberg hat in diesem Bereich lange geforscht. Seiner Ansicht nach wäre die Operation am stehenden Herzen ohne Tierversuche so nicht möglich gewesen. Nach 20 Jahren und 480 Hunden war die Methode klinikreif. Kleine Optimierungsschritte wurden dann am Patienten vollzogen. Seitdem profitieren in Deutschland jährlich 10 000 Menschen von dieser Methode. Für Tierschützer ist dieses Ergebnis keine Rechtfertigung für Tierversuche. Der Verein „Ärzte gegen Tierversuche" findet etwa: „Dieses Verfahren hätte auch ohne Tierversuche, zum Beispiel mit größter Vorsicht am schwerstkranken Patienten, für den die Chirurgie eine letzte Chance ist, entwickelt werden können."

Dass Tierversuche nicht so unverzichtbar sind wie häufig angenommen, meint auch Jens Tuider, der in Mannheim im Fach Philosophie promoviert und in Heidelberg zusammen mit der interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft Tierethik eine öffentliche Vortragsreihe organisiert. „Wir wären heute nicht so weit ohne Tierversuche. Aber vielleicht wären wir schon weiter, wenn wir sie früher durch Alternativen ersetzt hätten." Dazu kommt, dass die Erkenntnisse, die im Tiermodell gewonnen wurden, oft nicht zu hundert Prozent auf den Menschen übertragbar sind. Immer bessere Alternativmethoden wie dreidimensionale Zellkulturen, Systemmodellierungen oder Multiorganchips werfen die Frage auf, ob Tierversuche wirklich so unverzichtbar sind.

Vanessa Schmitt ist sich zumindest sicher, dass es in Deutschland genug Gremien gibt, die den Schutz der Tiere gewährleisten und sicherstellen, dass die Tiere so wenig wie möglich leiden müssen. Bestraft werden die Affen im Heidelberger Zoo nicht. „Die Tiere haben nie Durst oder Hunger. Dadurch ist zwar vieles schwieriger, aber mir ist es wichtiger, dass die Tiere nicht unter Stress stehen", erklärt sie. Stattdessen arbeitet sie mit positiver Verstärkung. Tierversuche sind für sie ein Kompromiss. „Auf der einen Seite stehen die Erkenntnismöglichkeiten für die Menschheit und die Medizin, auf der anderen Seite stehen natürlich die Effekte für die Tiere", sagt Schmitt.

Dieselbe Logik steht hinter der ethischen Einschätzung jedes Tierversuchsantrages. Die Kommission, die sich mit dem Forschungsstandort Heidelberg beschäftigt, besteht aus Vertretern der Universität Heidelberg, des Deutschen Krebsforschungszentrums und des Karlsruher Instituts für Technologie, zwei Vertretern von zugelassenen Tierschutzverbänden und einem Vertreter aus der Pharmaforschung. Jeder Tierversuchsantrag muss streng regulierte Voraussetzungen erfüllen: Die wissenschaftliche Begründung des Projekts, eine Darstellung, warum ein Tierversuch in diesem Projekt ein unerlässliches methodisches Hilfsmittel darstellt sowie ein Projektplan, gehören dazu. „Auf die eine Seite packt man die Belastung der Tiere, auf die andere Seite den wissenschaftlichen oder medizinischen Nutzen für Forschung und Patienten", meint Nobiling. Die Kommission hat zwar nur eine beratende Funktion für die Genehmigungsbehörde. Allerding werden Anträge, die die Kommission für ethisch nicht vertretbar hält, abgewiesen. „Solche Anträge sollten schon am Tierschutzbeauftragten scheitern und die Behörde gar nicht erst erreichen", betont Nobiling. Ihm zufolge sind die Regeln für gute wissenschaftliche Praxis an der Universität Heidelberg sogar strenger als vom Tierschutzgesetz vorgegeben. Beispielsweise werden Versuchsunterlagen deutlich länger aufbewahrt als gesetzlich vorgeschrieben. In Heidelberg hat die Anzahl der Versuchstiere in den letzten Jahren abgenommen. Das schließt Nagetiere, Hunde oder eben Affen mit ein und reflektiert den gesamtdeutschen Trend.



Foto: Zoo Arlanta

Bald auch im Heidelberger Zoo: Affenversuche mit Touchscreens

Auch wenn nur einige Tiere sterben müssten, um vielen Menschen das Leben zu retten, wären dann Tierversuche gerechtfertigt? „Bei uns in Europa gilt eine Kantsche Tradition, die nicht verrechnet", findet Tuider, weswegen er eine einfache Aufrechnung von Menschenleben gegen Tierleben kritisch sieht. Er geht sogar soweit, das allgemeine Recht auf Gesundheit infrage zu stellen, schließlich wäre die Wissenschaft nicht dazu verpflichtet, der Menschheit das ewige Leben zu ermöglichen. Im Bezug auf Tierversuche findet er vor allem wichtig, „einen konstruktiven wissenschaftlichen Dialog darüber anzuregen. Das funktioniert nur auf Grundlage eines Austauschs, der nicht auf Emotionen, sondern auf gegenseitigem Respekt, Achtung und Argumenten basiert."

> „Medizinische Verfahren könnten an schwerstkranken Menschen entwickelt werden"

Auch Schmitt betont die Bedeutung von Transparenz im Zusammenhang mit Tierversuchen. Die Wissenschaftlerin forschte zuvor am Deutschen Primatenzentrum in Göttingen. „In Göttingen findet auch neurobiologische Forschung an Primaten statt, aber dank der transparenten und aktiven Öffentlichkeitsarbeit habe ich persönlich nie Proteste dort erlebt", sagt sie. Von den 1500 Primaten wurden vielleicht mit dreien in Tübingen neu aufgeflammt ist, beschreibt Tuider als oftmals wenig sachlich und stark emotionalisiert. „Auf der einen Seite werden Wissenschaftler als Mörder und Tierquäler diskreditiert, auf der anderen Seite Tierschützer als verrückte Spinner abgetan. Feindbilder werden aufgebaut." Die persönlichen Anfeindungen und Bedrohungen, denen Logotehtis ausgesetzt war, haben Tuider wütend gemacht: „Es zieht das Image derjenigen massiv in Mitleidenschaft, die sich wie ich dafür einsetzen, dass Tiere weniger leiden müssen."

Auf den Antrag der Bürgerinitiative „Stop Vivisection" erklärte die EU-Kommission am 3. Juni, das EU-Recht laufe letztlich darauf hinaus, Tierversuche abzuschaffen. Angesichts der Wissenslücken in Bezug auf alternative Methoden sei ein vollständiges Verbot aktuell jedoch verfrüht. Die Kommission verweist stattdessen auf das geltende EU-Recht: Tierversuche seien zu vermeiden, zu verringern und zu verbessern.

Tierschutzgesetz in Deutschland

Im Rahmen des Tierschutzgesetzes, welches in der aktuellen Form am 5. August 2014 in Kraft getreten ist, ist die „Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen ist" niedergeschrieben.
In §1 wird der Grundsatz, dass „niemand einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schaden zufügen" darf, festgelegt.
Die §§2 und 3 beschäftigen sich mit der Haltung und Nutzung von Tieren. Tierversuche werden in §7 definiert, was zum Beispiel das Töten eines Tieres nicht als Tierversuch bezeichnet, wenn es ausschließlich erfolgt, um dessen Organe oder Gewebe für wissenschaftliche Zwecke zu nutzen. Darüber hinaus dürfen Tierversuche nur durchgeführt werden, soweit sie „unerlässlich" sind. Des Weiteren definieren §8 das Genehmigungsprozedere und §9 die personale Voraussetzung für Tierversuche. (mow)



Foto: Christina Roth

Verhaltensbiologin Vanessa Schmitt forscht im Heidelberger Zoo

Wir haben die für den StuRa kandidierenden Listen nach ihren wichtigsten Anliegen gefragt:

1. Was sind Eure wichtigsten Ziele für die kommende Legislaturperiode?
2. Wann sollte sich der StuRa zu allgemeinpolitischen Fragen äußern?
3. Was muss sich ändern, damit der StuRa besser wahrgenommen wird?
4. Warum sollte man wählen gehen?



Maximilian Böck

Listenvorschlag 1: RCDS

1. Einführung eines Kultur-Semestertickets: Vergünstigungen für Studenten in Kunst und Kultur. Mehr Leben im Feld: Unikino, Brunch und Poetry-Slam auch INF, nicht nur im Marstall!
2. Der StuRa darf sich nicht zur allgemeinen Politik äußern, außer es geht um studentische Themen wie etwa BAföG oder Studiengebühren.
3. Mehr direkte Demokratie würde seine Legitimität erhöhen. Er muss mehr studentische Initiativen wahrnehmen und bewusst unterstützen und so Gelder sinnvoll einsetzen.
4. Wählen ist die erste und wichtigste Form der Mitbestimmung. Wer nicht wählt, darf sich hinterher nicht beschweren – er hätte es ändern können!

Listenvorschlag 2: Fachschaftsinitiative Jura

1. Wir wollen einen produktiveren StuRa mit mehr Transparenz für Studierende. Weiterhin fordern wir eine dezentrale Verteilung der QSM.



Janin Küpferle

2. Nur wenn die Belange der Studierenden unmittelbar betroffen sind. Er darf kein Sprachrohr einzelner politischer Gruppen sein.
3. Wir müssen der Studierendenschaft vor Augen führen, dass der StuRa etwas für sie erreichen kann und ihr nicht nur 7,50 Euro pro Semester nimmt.
4. Der StuRa vertritt alle Studierenden an der Universität und in deren Gremien. Daher hat er großen Einfluss auf die Studiensituation aller.

Listenvorschlag 3: Liste der Medizinstudierenden Heidelberg

1. Der StuRa muss endlich die Meinungsvertretung aller Studierenden werden. Dazu gehört eine festere Verankerung in der Studischaft und mehr Transparenz.
2. Der StuRa sollte immer dann zu Wort kommen, wenn die Frage uns direkt betrifft und die Position auch mit der Mehrheitsmeinung der Studierenden übereinstimmt.



Alexander Knabe

3. Die bisherigen Kanäle über Homepage, Mailverteiler und Facebook müssen ausgebaut werden. Jeder Studi kann im Entscheidungsprozess mitwirken!
4. Eine hohe Wahlbeteiligung bedeutet direkt eine große Legitimation der Studentenvertreter und beugt zudem einer Verzerrung des Meinungsbildes im StuRa vor.



Constantin von Ludwig

Listenvorschlag 4: Liberale Hochschulgruppe

1. Keine Unterstützung mehr von Gruppen, die nichts mit der Uni oder Heidelberg zu tun haben sowie Verbesserung der Bibliotheks-Ausstattungen.
2. Der StuRa hat kein allgemeinpolitisches Mandat, sondern wird gewählt, um Uni und Studentenleben zu verbessern. Nur das ist seine Aufgabe.
3. Mehr Transparenz, besonders bei den Finanzen. Aktive Öffentlichkeitsarbeit, anstatt sich hinter seiner Website zu verstecken.
4. Um mehr Vernunft und Verantwortung in den StuRa zu bringen und über die Verwendung von einer halben Million Euro pro Jahr mitzuentscheiden.



Max Ahlheim

Listenvorschlag 5: GHG – Grüne Hochschulgruppe

1. Kostenlose Lehrmittel und ein selbstbestimmtes, diskriminierungsfreies Studium.
2. Der StuRa sollte immer dann zu allgemeinpolitischen Themen Stellung beziehen, wenn ein Antrag von Studierenden eingereicht wird.
3. Der StuRa sollte mehr durch gute inhaltliche Arbeit und Aktionen (z. B. Unterstützung des Lady*Fests) statt durch Selbstzerlegung auffallen.
4. Der StuRa ist Eure studentische Interessensvertretung, die Eure Meinung vertritt. Es liegt an Euch, Euer demokratisches Recht wahrzunehmen.

Listenvorschlag 6: Juso-HSG

1. Wir möchten durch den Ausbau der Nightliner und VRNextBikes die Verkehrssituation verbessern und die Beteiligung der Studierenden stärken!
2. Immer dann, wenn sie die Gruppe der Studierenden als junge Menschen im öffentlichen Raum maßgeblich mitbetreffen.



Erik Tuchtfeld und Nicole Eigenmann

3. Wir sollten mehr offene Diskussionsplattformen, auch bei kontroversen Themen, anbieten, um stärkere Transparenz zu erzeugen.
4. Weil der StuRa sich nur dann effektiv für die Belange der Studierenden einsetzen kann, wenn er möglichst stark legitimiert ist.



Foto: privat

Leonie Strömich und Luca Zinser

Listenvorschlag 7: Fakultätsliste Biowissenschaften

1. Faire Verteilung der ehemaligen QSM an die Fakultäten. Die bessere Vernetzung des StuRas mit den verschiedenen Hochschulgruppen und ggf. deren Unterstützung.
2. Nur wenn diese die Heidelberger Studierenden auch direkt betreffen. Deshalb hielten wir uns bei politischen Debatten im StuRa bisher eher zurück.
3. Der StuRa hatte bisher vor allem Negativschlagzeilen. Deshalb: Weniger politische Debatten und mehr Inhalte für die Studierenden.
4. Der StuRa besitzt ein beachtliches Mitspracherecht und das Potential, Dinge zu bewegen. Wer will, dass dies in seinem Interesse geschieht, muss wählen gehen.



Alexander Hummel

Listenvorschlag 8: Die Linke.SDS

1. Soziale Lage der Studierenden verbessern, z. B. studentische Wohnungsnot bekämpfen. Zivilklausel (Verbot von Rüstungsforschung an der Uni) auf den Weg bringen.
2. Studis sind nicht nur Studis, sondern etwa auch Mieter, Staats- und Weltbürger. Der StuRa sollte sich zu politischen Fragen äußern, wenn sie das Leben der Studis betreffen.
3. Strukturell: Unterbesetzung des Öffentlichkeitsreferats beenden; Infostände direkt am Campus. Politisch: Keine Angst vor scharfen Kontroversen.
4. Aus eigenem Interesse. Nur so kann eine politische Interessensvertretung im eigenen Sinne ermöglicht werden.

Listenvorschlag 9: WiSo-Fakultät – Bergheim Calling

1. Wir wollen für Bestand und Entwicklung Eurer Studienqualität eintreten sowie Euch Diskussionsräume sowie Partizipationsmöglichkeiten in Uni und Lehre ermöglichen.
2. Wenn eine bildungspolitische Relevanz und ein breiter Konsens unter



Juan Perilla

den Studierenden besteht. Außerdem muss über relevante Themen informiert und diskutiert werden.
3. Er sollte als starke Einheit die Interessen unserer Studierenden repräsentieren, vertreten und Infokanäle weiter ausbauen: Präsenz, Unterstützung, Information.
4. Weil nur vertreten werden kann, wer eine/n VertreterIn wählt und der Wegfall von QSM nach einem starken Mandat zur Sicherung eurer Bildungsqualität verlangt.

Listenvorschlag 10: DIE LISTE

1. Das Primärziel ist und bleibt der TransRapid vom Marstall ins Mathematikon. Sekundär sind wir für Freibier in allen Vorlesungen.
2. Der StuRa sollte sich nur werktags zwischen 14:15 Uhr und 16:15 Uhr äußern, aber besonders nicht an Montagen und Dienstagen.
3. Freibier ausschenken und Hosen ausziehen. Alternativ Freibier ausschenken für Hosen ausziehen.



Fotos: jop

Thomas Rudzki

4. Aus Anstand und ein wenig aus Mitleid.

(zusammengestellt von sko und jop)

Kommentar

Geht wählen!

„Warum zu diesen Wahlen gehen?“, fragen sich vermutlich viele Studierende. Zugegeben, die studentischen Vertreter im Senat sind stimmenmäßig unterlegen, und der StuRa musste in der jüngeren Vergangenheit wie im Falle der Frankfurter Blockupy-Proteste mit dem Vorwurf kämpfen, er sei einseitig ausgerichtet, drehe sich nur um sich selbst und verschwende das Geld der Studierenden.

Doch diesen Einwänden lässt sich vieles entgegnen: Grundsätzlich verleiht eine höhere demokratische Legitimation durch mehr Wahlbeteiligung der Stimme aller studentischen Vertreter mehr Gewicht, auch wenn sie, wie im Senat, nur schwer Mehrheiten finden. Für das Gehörtwerden ihrer Meinung macht es gerade in Zeiten von gekürzten QSM unter studentischer Verwaltung durchaus einen Unterschied, wie viele Studierende hinter ihren Vertretern stehen. Und selbst wer die momentane Mehrheit des StuRa inhaltlich ablehnt, sollte erst recht zur Wahl gehen und eben Listen wählen, die einen Kurswechsel fordern – denn je höher die Wahlbeteiligung, desto repräsentativer ist dessen Zusammensetzung für alle Studierenden. Dass der StuRa als sehr junges Gremium noch mit seinen inneren Abläufen hadert und seine Kompetenzen auslotet, ist ebenfalls kein Grund für einen Wahlboykott. Im Gegenteil: Gerade durch mehr Wahlbeteiligung und Öffentlichkeit kann er sich festigen und als demokratische Vertretung aller Studierenden auch zugunsten aller Studierenden handeln. Dabei ist er natürlich auch ein „Probierfeld“ für politisch engagierte Studierende, kann aber durch sein Budget auch manches bewirken – studentisches Interesse in Form von Anträgen vorausgesetzt. Also: Geht wählen! Sich über die Inhalte der Listen zu informieren und seine Stimme abzugeben, sollte kein großer Aufwand sein und heißt, auch an der Uni die Demokratie lebendig zu halten.

Von Simon Koenigsdorff

Wer entscheidet was – ein Überblick

Der **StuRa** ist die Vertretung der Verfassten Studierendenschaft und ihr Legislativorgan: Er ist zuständig für Fragen ihrer Satzung. Er tagt alle zwei Wochen und diskutiert und entscheidet über eingebrachte Anträge. Jeder Student hat die Möglichkeit, einen solchen Antrag einzureichen.

Um seine Aufgaben wahrnehmen zu können, gliedert er sich in mehrere Ausschüsse. Der Wahlausschuss etwa ist für die Organisation der Hochschulwahlen verantwortlich. Eine Schlichtungskommission überwacht sie; außerdem prüft sie Beschwerden über Kompetenzüberschreitungen, wie sie vor Kurzem auftauchten, als der StuRa eine Busfahrt zu den Blockupy-Protesten in Frankfurt finanzierte. Neben den Ausschüssen gibt es Referate, die für bestimmte Themenbereiche zuständig sind, etwa Finanzen, Verkehr, Ökologie oder Kultur.

Dem StuRa stehen Gelder des Semesterbeitrags (7,50 Euro pro Student) zur Verfügung. Davon finanziert er Ersti-Einführungen, Infomaterial oder Exkursionen. Die Verwendung dieser Mittel muss er offenlegen.

Die **Fakultätsräte** dagegen sind für alle Belange zuständig, die mit der jeweiligen Fakultät und den dazugehörigen Fächern und Instituten zu tun haben, etwa die Schaffung und Schließung von Studiengängen, die Einstellung von Professoren, das Lehrangebot. In ihm sitzen neben akademischen und nicht-akademischen Mitarbeitern und allen Hochschullehrern auch sechs bis acht studentische Vertreter, die gewählt werden und in der Regel Mitglieder der Fachschaften sind. Der Fakultätsrat entsendet je vier Verteter in die Studienkommissionen, die Empfehlungen zur Lehre und zur Verwendung der Mittel abgeben.

Die Rolle der studentischen Vertreter im **Senat** ist die vielleicht am meisten unterschätzte, denn der Senat ist das zentrale Entscheidungsgremium der Universität – zumindest theoretisch. Auch wenn praktisch vieles im Rektorat beschlossen wird, so trifft der Senat doch alle grundlegenden Entscheidungen, zum Beispiel über die Schließung oder Umstrukturierung von Instituten. Vier seiner 39 Mitglieder sind Studenten. Der StuRa kann einen Vertreter als beratendes Mitglied in den Senat entsenden, tut dies zurzeit aber nicht.

Die meiste Vorarbeit läuft in den Ausschüssen des Senats, die Empfehlungen ausarbeiten. Im Senat wird dann meist nur noch darüber abgestimmt. Um sich abzustimmen, treffen sich die studentischen Vertreter auch zwischen den Sitzungen. Ihr Einfluss ist allerdings aufgrund der Mehrheitsverhältnisse begrenzt. „Dementsprechend können wir uns da mit unseren Positionen nur selten durchsetzen“, erklärt Senatsmitglied Konrad Schröpfer von den Jusos. In Abstimmungen durchgesetzt haben sie sich, wie sein Amtskollege Jochen Gerber von der Grünen Hochschulgruppe ergänzt, erst „zwei oder drei Mal“. Größer ist die Chance, etwa bestimmte Satzungsänderungen mit Verweis auf rechtliche Probleme zu verhindern. **(mab)**

Das Interview mit Konrad Schröpfer und Jochen Gerber und weitere Infos zur Wahl findet ihr auf ruprecht.de

Die Macht der Schattenkämpfer

Berliner Studenten kritisieren ihren Professor anonym im Internet – sieht so die moderne Form des Studentenprotests aus?

Von Johanna Mitzschke

Ist 2015 das neue 1968? Dies legt zumindest das Ausmaß des medialen Hypes um den Blog Münkler-Watch nahe. Auf Münkler-Watch kritisieren Studenten der Humboldt Universität in Berlin den Professor für Politische Theorie Herfried Münkler. Sie werfen ihm vor, sich in seiner wöchentlichen Vorlesung „Politische Theorie und Ideengeschichte“ rassistisch, frauenfeindlich, chauvinistisch und militaristisch zu äußern. Mit diesen Kritikpunkten wollen die anonymen Studenten auf den „Extremismus der Mitte“ hinweisen. Dieser bestehe in der „fehlenden Einsicht des deutschen Bürgertums zur Solidarität gegenüber dem Anderen“. Man könnte daher vermuten, dass der Blog die neue Form des Studentenprotests wird. Denn das Internet bietet mit Anonymität und großem Öffentlichkeitszugang, ebenso wie die Demos und Blockaden der 1960er Jahre, die Möglichkeit, sich in einer großen Masse versteckt, Vorschriften zu widersetzen.

Doch weiter trägt der Vergleich mit Münkler-Watch nicht. „Hinter dem Blog steht bloß eine Handvoll Studenten“, erklärt Jasper Riemann, Chefredakteur der Berliner Studentenzeitung *UnAuf*. Und einen Tabubruch, der in den 1960ern zum Beispiel der Zeitschrift *FU Spiegel* vom AStA der Freien Universität Berlin gelang, indem sie eine Debatte um den Professor Ernst Fraenkel eröffnete, schafft Münkler-Watch nicht. Denn damals hat der *FU Spiegel* eine neue Form universitäter Transparenz ermöglicht und so die Studentenschaft emanzipiert. Der Skandal um Fraenkel hat darin bestanden, dass er keine Debatten zu seinen Seminaren erlaubte. Dies wurde durch die sachliche, öffentlich durchgeführte Rezension seines Seminars im *FU Spiegel* hinterfragt.

Doch Münkler-Watch bewegt sich abseits jeglicher formeller Regeln einer Auseinandersetzung. Münklers Angebot, in einen öffentlichen Dialog zu treten, haben die Blogger abgelehnt. Ihre Kritik widmet sich nicht den Vorlesungen in ihrer Gesamtheit. Absehend vom Sprachduktus werden Zitate aus Vorlesungen willkürlich herausgestellt, um daran den Rassismus, die Frauenfeindlichkeit oder den Militarismus Münklers nachzuweisen. Dieser lasse sich etwa an dessen Sprache festmachen: „Wie Soldaten im Frontsommer 1914 sähen wir Studierenden oft aus, mit unseren ‚gefüllten Feldflaschen‘. Auch sprach er [Münkler] von der ‚Munitionskiste unserer Wissenschaft‘, von ‚Patronengürteln‘ oder ‚kein Antritt und Appell vor der Vorlesung‘.“ Als Beweis für Münklers Frauenfeindlichkeit wird aus der Vorlesung zitiert: „‚Der Gedanke der Gleichheit ist kontrafaktisch. Wir sind ungleich. Der eine ist schön.‘ (Kunstpause) ‚Er hat eine schöne Stimme.‘ (Kunstpause) ‚Alle lieben ihn.‘ (Hinter Münkler kann man die Sonne förmlich aufgehen sehen) ‚DIE andere‘ (Kunstpause) ‚Sie sehen, ich gendere‘ (Kunstpause), ‚ist hässlich!‘“

Die Blogger wollen sich selbst nicht von eigenen Wertvorstellungen distanzieren, was für eine objektive Auseinandersetzung notwendig wäre.



Foto: Stephan Röhl

Ein Blog kritisiert die Vorlesungen von Herfried Münkler

Selbst formulierte Tugenden bleiben die einzige Messlatte ihrer Kritik, weil die Blogger nicht in den öffentlichen Diskurs treten. Deshalb sagt die Studentin Alice „die Vorwürfe des Extremismus [von Münkler-Watch] sind bloß eine Ausrede, um den eigenen Extremismus für moralisch und normal zu erklären“. Die Autoren von Münkler-Watch entgegnen, dass eine öffentliche Auseinandersetzung mit Münkler nachteilig für ihre Karriere sei, weil sich die Studenten auf der untersten Hierarchieebene der Universität befänden und daher gegenüber den Professoren angreifbar seien. Aber gerade mit dieser Argumentation zeigen sie, dass sie die eigenen Argumente für nicht schlagkräftig genug halten, um einen alternativen Standpunkt gegenüber Münklers wissenschaftlichen Thesen zu entwickeln. Das Anführen hierarchischer Kräfte und rhetorischer Überlegenheit zeigt auch, dass die Blogger selbst schon nicht mehr an ihrem Ideal festhalten, sich von autoritären Kräften frei zu machen, um ohne „Rechthaberei“ nur auf das Argument zu bauen. Vielmehr schließt sich Münkler-Watch demjenigen „Extremismus der Mitte“ an, den die Blogger eigentlich bekämpfen wollen. Denn ihre Sturheit gleicht der „fehlenden Einsicht des deutschen Bürgertums“ zur „Solidarität gegenüber dem Anderen“, den die Blogger selbst anprangern.

Die Attacke von Münkler-Watch stellt deshalb bloß ein polemisches Konglomerat von Zitaten dar, herausgerissen aus Münklers Sprachduktus und seiner wissenschaftlichen Erfahrung. Darin liegt ein Vergehen an Wissenschaftlichkeit, die in der Freiheit der Wissenschaft und Lehre nach Artikel 5 des Grundgesetzes geschützt ist. Und der Zweck der Lehre besteht nicht darin, als „gut“ befunden zu werden – sondern dass sie gehört werden kann (aber auch nicht muss). Die Macht der Blogger von Münkler-Watch ist deshalb allein in der Reichweite des Internets begründet. Der Blog ist keine moderne Form der Studentenrevolte von 1968, sondern in eine Reihe von „Shitstorms“ einzuordnen, die sich ebenso schnell aufbauen, wie sie abflauen.

Ziel verfehlt

Auch nach vier Jahren profitieren nur wenige Studenten vom Deutschlandstipendium

Die neuen Zahlen des Bundesministeriums für Bildung und Forschung haben erneut Kritik am Deutschlandstipendium aufkommen lassen. Unabhängig vom Einkommen werden die Stipendiaten des 2011 von der schwarz-gelben Regierung ins Leben gerufenen Programms mit 300 Euro im Monat gefördert. Eine Hälfte finanziert dabei der Bund, die andere wird von privaten Geldgebern getragen, welche von den Universitäten akquiriert werden. Das Programm honoriert in erster Linie Studenten, die ausgezeichnete Studienleistungen vorweisen können. Auch gesellschaftliches Engagement und besondere Lebensumstände fließen bei der Auswahl mit ein, welche die Universitäten selbst treffen.

Von Beginn an stand das Projekt unter einem schlechten Stern. Nachdem ursprünglich bis zu acht Prozent der Studenten von dem Programm profitieren sollten, wurde die Zielmarke auf zwei Prozent korrigiert. Nach nun vier Jahren förderte das Deutschlandstipendium 22 500 Studenten im Jahr 2014, das sind 14 Prozent mehr als im Vorjahr, jedoch nur etwa 0,8 Prozent der Gesamtheit.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund plädiert für eine Einstellung des Programms. Selbst das korrigierte Ziel von zwei Prozent liege in weiter Ferne. Einen weiteren Kritikpunkt stellen die hohen Verwaltungskosten dar. Diese konnten nach Angaben des Bundesrechnungshofs zwar von anfänglichen 47 Prozent auf rund 21 Prozent im Jahr 2013 gesenkt werden, liegen jedoch weiterhin über den vom Bundesrechnungshof geforderten 10 Prozent, welche als Voraussetzung für eine langfristig wirtschaftliche Umsetzung anzustreben seien. Zudem wird die ungleiche Förderung einzelner Fachrichtungen bemängelt. Insbesondere Ingenieurs-, Rechts-, Wirtschafts- und Naturwissenschaftler profitieren von dem Stipendium.

Auch der Bundesverband Campusgrün sieht das Projekt als gescheitert an und im hohen Einfluss der privaten Mittelgeber einen zentralen Konstruktionsfehler. „Über das Deutschlandstipendium können Unternehmen einen großen Einfluss auf Studierende gewinnen“, so Sprecherin Ricarda Lang. Sie kritisiert die Leistungsfokussierung des Stipendiums, welches jedoch ein grundlegendes Problem vieler Programme sei. Statt Elitenförderung sollten die Mittel in das BAföG überführt werden. „Das derzeitige Stipendiensystem in Verbindung mit einem mangelhaften BAföG zementiert Ungerechtigkeiten im Bildungssystem. Der einzige Ausweg ist hier eine bedarfsdeckende und elternunabhängige Studienfinanzierung für alle“, so Lang weiter. Die Bundesregierung hält weiterhin an dem Programm fest. **(jkl)**

Uni für alle

Die Wings University will offenen Zugang auch für Flüchtlinge bieten

Viele Flüchtlinge haben vor ihrer Flucht bereits studiert oder einen Abschluss erlangt. Während des zähen Asylverfahrens in Deutschland bleibt ihnen der Zugang zu den Hochschulen allerdings verwehrt. Die neugegründete Wings University möchte das nun ändern. Die studentischen Gründer der Online-Universität haben sich zum Ziel gesetzt, speziell Flüchtlingen weltweit freien Zugang zu akademischer Bildung zu ermöglichen.

Die zukünftigen Studenten sollen per Internet auf die Materialien zugreifen und so schon in Camps und Erstaufnahmeeinrichtungen ihr Studium beginnen oder fortsetzen können. Die ersten Kurse sollen spätestens im Frühjahr 2016 starten. Nach und nach soll dann das Angebot ausgebaut werden; Kooperationen mit anderen Universitäten sind ebenfalls vorgesehen. Diese sind gerade deshalb wichtig, da angemessener Zugang zum Internet und Lernräume zum konzentrierten Arbeiten in vielen Unterkünften noch Mangelware sind.

Dass auch einige etablierte Hochschulen bereits bedingt offen für Flüchtlinge sind, zeigen die Beispiele Bremen und Lüneburg: Dort können Flüchtlinge zumindest als Gasthörer an Veranstaltungen teilnehmen, jedoch keinen Abschluss erwerben.

An der Exzellenzuniversität Heidelberg ist man da noch etwas zögerlicher. Ein Antrag im StuRa zur Schaffung von Flüchtlingsstipendien im Herbst 2014 wurde zurückgezogen, seitdem ist es ruhig geworden um die universitäre Flüchtlingsarbeit. Das zurückhaltende Engagement seitens der Hochschule ist allerdings verwunderlich, hat die Universität Heidelberg doch vor kurzem die Charta der Vielfalt unterzeichnet sowie unter dem schicken Label ‚Diversity Management‘ „den Diversity-Gedanken als zeitgemäße Übersetzung des traditionellen Mottos ‚Semper Apertus‘“ in ihr Leitbild integriert. Zugegeben, Wissenschaftlern aus Drittstaaten steht die Universität durch die sogenannte Forscherrichtlinie schon jetzt offen – diejenigen, die am Anfang oder kurz vor Abschluss ihres akademischen Bildungsweges stehen, sind allerdings noch außen vor.

Deshalb sind Projekte wie die Wings University wichtig, denn sie verdeutlichen, dass auch die Universitäten noch lange nicht so offen sind wie sie vorgeben. Den Wert zwischenmenschlicher Kontakte und einen persönlichen Austausch mit Kommilitonen und Dozenten kann eine reine Online-Universität nicht ersetzen. Es wäre daher wünschenswert, dass auch die Universität Heidelberg, ihrem Wahlspruch folgend, ihren Teil zur Förderung und Integration angehender Akademiker auf der Suche nach Asyl beitragen würde. **(djk)**

Hochschule in Kürze



Foto: mkr

Neuer UB-Lesebereich
Seit Dienstag, den 2. Juni, ist der neue Lesebereich der Universitätsbibliothek zugänglich. Damit findet ein bedeutender Teil des siebenjährigen Umbauprojektes zur Schaffung eines zentralen Studienhauses in der Heidelberger Altstadt seinen Abschluss. Das Architektenbüro ap88 schuf eine großzügige Leselandschaft mit 1000 Lernarbeitsplätzen, die sich im Triplex-Komplex über drei Geschosse erstreckt. Die Studierenden finden dort unter anderem Ruhearbeitsplätze, Gruppenarbeitsräume, Multimedia-Arbeitsplätze sowie Einzelkabinen vor. Allerdings handelt es sich aktuell noch bis Ende Juli um eine Interimsituation, in der noch abschließende Bauarbeiten stattfinden. Weiterhin wird in naher Zukunft eine große Anzahl neuer Schließfächer aufgestellt werden. Diese werden sich rechts und links des Haupteingangs in den alten Sanitärräumen befinden. Auch die Terrasse wird wieder zugänglich gemacht werden. **(mkr)**

Bologna-Konferenz in Eriwan
Mitte Mai fand in der armenischen Hauptstadt Eriwan die Bologna-Nachfolgekonferenz statt. Es trafen sich die europäischen Bildungsminister, um die Entwicklung der Reform zu besprechen. Ziel ist dabei die Schaffung eines gemeinsamen Hochschulraums bis zum Jahr 2020. Holger Burckhart, Vertreter der deutschen Hochschulkonferenz, resümiert: „Bologna ist unterwegs, hat aber instrumentelle Probleme.“ Denn noch immer keimt der Streit um die Bedeutung von Berufsbefähigung, die ein Universitätsabschluss mit sich bringen soll. Akademische Ausbildung solle zwar eine wirtschaftliche Karriere ermöglichen, aber nicht auf einen bestimmten Arbeitsplatz ausgerichtet sein, so Burckhart. **(chd)**

Kiffen macht dumm
Eine niederländische Studie untersuchte den Zusammenhang zwischen Cannabis-Konsum und den Noten an der Uni. Studenten mit Zugang zu Cannabis haben laut der Studie schlechtere Noten und fallen bei Prüfungen öfter durch. Kritiker merken jedoch an, dass die Anzahl der Studenten in der Kontrollgruppe zu klein und der Cannabis-Konsum in der anderen Gruppe nicht nachgewiesen sei. **(chd)**

ANZEIGE



An die Tür geklopft (II)

Pioniere im Brennpunkt

Nur wenige Studierende wohnen im Emmertsgrund. Die Vorurteile gegenüber der Hochhaussiedlung halten an

Kühe grasen in der Morgensonne zwischen Apfelbäumen auf der sattgrünen Wiese, rundherum erstreckt sich ein dichter Wald. Wer mit der Buslinie 39 den Gaisberg hinauffährt, kommt in den Genuss des ländlichen Idylls am Rande Heidelbergs. Es ist zwar nicht der kürzeste Weg, dennoch gelangt man einige Minuten später in den Emmertsgrund. Leben im Grünen, ein Vorzeigestadtteil für junge Familien – mit diesem Ziel wurde einst auch der Emmertsgrund von Planern auf dem Reißbrett entworfen. Doch das wissen die wenigsten, denn heute überwiegen vor allem die Vorurteile gegenüber den Bezirken Emmertsgrund und dem angrenzenden Boxberg. Im 13. Stock eines der Häuserblocks wohnen Sarah, Hannah, Steffi, Jakob, Alex und Julian. Bei frischen Pfannkuchen erzählen sie von ihrer für Heidelberger Verhältnisse eher untypischen Wohnlage, Legionellen und roten Karten für die Mitbewohner.

Der Kern der WG kennt sich seit einem Freiwilligendienst in Israel. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland suchten sie gemeinsam eine Bleibe in Heidelberg und sind dabei eher durch Zufall an die Wohnung im Emmertsgrund gekommen. Nun ist es aber durchaus die Wohnlage, die den Alltag bestimmt. Das WG-Leben findet meist frühmorgens oder spätabends statt. Schließlich verbringen die Studierenden den Großteil des Tages „unten“, wie der Stadtkern aus Hangperspektive heißt – es dauert schlicht zu lang, zwischendurch hinaufzufahren.



Fotos: mov

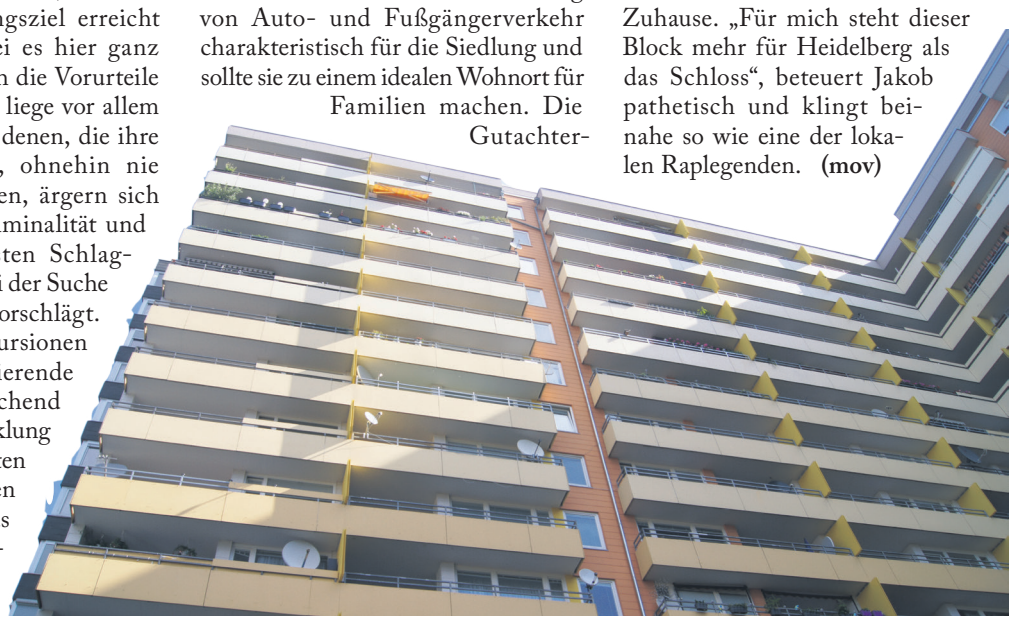
Verflucht scheint die Küche im 13. Stock – doch das Lachen vergeht der WG nicht

Die selbst installierte Küche in dem 40 Jahre alten Gebäude macht der WG seit jeher zu schaffen. „Es liegt ein Fluch auf der Küche im 13. Stock“, scherzen Sarah und Steffi. Der Boden wellt sich, Renovierungsarbeiten konnten mehrfache Wasserschäden nicht vermeiden. Ein dubioser Brief verkündete vor einigen Monaten ein Duschverbot – Legionellen hatten sich in den alten Leitungen angesiedelt. An einen Auszug haben sie in all den Jahren jedoch nie gedacht. Trotz allerlei Widrigkeiten finden die Studierenden immer wieder Zeit für einander. Wird es einmal schwer, alle zu versammeln, können die Mitbewohner die rote Karte ziehen: Damit kann jeder einmal im Semester die ganze WG zusammentrommeln und nach Belieben abendliche Balkonstunden und nächtliche Ausflüge veranlassen.

Einige Jahre und mehrere Mitbewohnerwechsel nach Gründung der WG erinnert eigentlich nur noch das Jerusalem-Kochbuch an die gemeinsame Vergangenheit, dafür teilen die Bewohner heute ihre Abneigung gegenüber den immer gleichen Emmertsgrund-Vorurteilen. „Wir wollen hier zwar nichts idealisieren“, betont Steffi. Auch wenn man wahrlich nicht behaupten kann, dass das einstige Stadtplanungsziel erreicht wurde, gefährlich sei es hier ganz sicher nicht. Dass sich die Vorurteile so hartnäckig halten, liege vor allem daran, dass viele von denen, die ihre Bedenken äußerten, ohnehin nie vor Ort gewesen seien, ärgern sich Steffi und Jakob. Kriminalität und Ghetto sind die ersten Schlagwörter, die Google bei der Suche nach dem Stadtteil vorschlägt. Selbst Stadtteil-Exkursionen für Geographiestudierende würden nicht ausreichend reflektiert die Entwicklung des Stadtteils betrachten und verfestigen bei den Menschen „unten“ das Bild eines gescheiterten Stadtteils, erklärt Sarah. Ein ganz anderes Bild erleben die Studierenden jedoch im Alltag. „Der Emmertsgrund ist wahrscheinlich der Stadtteil mit der größten Bürgerpartizipation“, schwärmt Steffi. Ein engagiertes Stadtteilmanagement sorgt für ein breites Angebot, um mit den Bewohnern das Stadtteilleben zu gestalten, von Montagskino bis Literaturkreis. Aus 100 Herkunftsländern stammen die etwa 7000 Bewohner, von denen 65 Prozent einen Migrationshintergrund haben. Auch die WG nimmt am Stadtteilleben teil. Im vergangenen Jahr brachte Sarah die studentische Theatergruppe „Mikrokosmos“ in den örtlichen Bürgersaal, der zweitgrößten Bühne Heidelbergs.

Ein Vorzeigestadtteil sollte an dem bewaldeten Hang in den 70er Jahren entstehen. „Urbanität durch Dichte“ nannte sich das Konzept, mit dem Wohnraum für 11 000 Menschen geschaffen werden sollte. Neben den hohen Wohnblöcken ist die Trennung von Auto- und Fußgängerverkehr charakteristisch für die Siedlung und sollte sie zu einem idealen Wohnort für Familien machen. Die Gutachterkommission bestand aus Architekten, Landschaftsplanern, Vertretern der Stadt und der „Neuen Heimat“, einem Wohnungsbaukonzern, der die Umsetzung übernommen hatte. Kein anderer als Alexander Mitscherlich, renommierter Heidelberger Psychoanalytiker und Sozialpsychologe, begleitete dabei die Planung des neuen Stadtteils, um „menschliche Architektur“ zu ermöglichen. Nach internen Querelen zog sich Mitscherlich jedoch 1975 überraschend aus der Kommission zurück. Durch Vetternwirtschaft und Korruption meldete die „Neue Heimat“ 1986 Insolvenz an. Seither sind die Gebäude im Eigentum der städtischen Wohnungsbaugesellschaft.

Nicht zu übersehen sind die hohen Häuserblöcke, wenn man von der Rheinebene auf Heidelberg zusteuert. Während sie für viele Heidelberger bestenfalls zur Kenntnis genommen werden, bedeutet der Anblick für die WG das vertraute Gefühl von Zuhause. „Für mich steht dieser Block mehr für Heidelberg als das Schloss“, beteuert Jakob pathetisch und klingt beinahe so wie eine der lokalen Raplegenden. **(mov)**



WG gesucht

Ob draufgängerische Kommune oder Gemeinschaft von Bundfaltenfans – nirgendwo gedeiht das studentische Leben prächtiger als in den Biosphären von WGs.
Der *ruprecht* wird für die nächsten Ausgaben bei Heidelberger Wohngemeinschaften klingeln. Kennt ihr außergewöhnliche, spannende oder besonders urige WGs oder seid gar selbst Teil von einer?
Dann schreibt uns: post@ruprecht.de

„Wir lachen viel zusammen“

Ein neues Mentoringprojekt bringt Studierende und Flüchtlinge zusammen. Ein Kontakt zwischen den Kulturen

Das Gespräch führte Greta Aigner

Der 19-jährige Ali ist vor 15 Monaten aus Afghanistan zu seiner Frau nach Deutschland geflohen. Seit Februar trifft er sich mit dem Politikstudenten Vincent. Kennengelernt haben sie sich über den ehrenamtlichen Verein „Wir für Flüchtlinge e.V.“, eine Studentengruppe, die den Fokus der Flüchtlingsarbeit auf das „Mentoring Programm“ legt. Von Alltagsherausforderungen bis zu Bürokratiehürden sucht man gemeinsam nach Lösungen. Freundschaft ist aber der schönste Nebeneffekt.



Foto: privat

Seite an Seite – Vincent und Ali sind Freunde geworden

Was ist das Besondere an dem Programm „Wir für Flüchtlinge“?

Vincent: Man hat nicht abstrakt mit dem Flüchtlingsbegriff zu tun, sondern lernt jemanden kennen, der eine Geschichte hat.

Wir sprechen nicht nur über förmliche Bank- oder Asylanträge, sondern teilen Hobbys und Freizeit miteinander. Wir sind Freunde geworden.

Ali: Für mich ist das Reden und Zuhören sehr gut. Über die Kultur in Deutschland möchte ich mehr erfahren. Vincent ist ein guter Freund geworden.

Hast du durch Vincent auch viele andere Deutsche kennengelernt?

Ali: Ja, ich habe die zwei Mitbewohner von Vincent schon öfter gesehen. Aber ich habe auch sehr viele afghanische Freunde in Heidelberg.

Vincent: Ali hat meiner chinesischen Mitbewohnerin Wei persische Schrift beigebracht, während sie ihn in die Kunst des Stäbchenessens eingeführt hat. Das war sehr amüsant.

Wieso passt ihr so gut zusammen?

Vincent: Vermutlich hat uns der Sport zusammengebracht. Anfangs haben wir viel über Sport gesprochen und Fußball im Fernsehen angeschaut. Wir lachen viel zusammen.

Ali: Das hast du gut gesagt (*Beide lachen*).

Wie funktioniert die Kommunikation zu anderen Flüchtlingsvereinen, wie dem Asylarbeitskreis?

Ali: Da habe ich keinen Kontakt, aber mit einer Frau von der Caritas, weil sie aus Afghanistan kommt. Sie hilft mir bei der Vorbereitung für meine Anhörung beim Asylantrag.

Vincent: Das ist wichtig, weil sich dort entscheidet, ob man bleiben darf. Man äußert sich zu seiner Flucht und macht Angaben zur Person.

Vincent, wie reagieren deine Kommilitonen auf dein Engagement?

Vincent: Ausschließlich positiv. Manche Freunde von mir haben Ali auch schon kennengelernt. Sie finden ihn sehr höflich und sagen, dass er einen guten Kleiderstil hat.

Was war euer bestes gemeinsames Erlebnis?

Vincent: Als Ali das erste Mal bei mir war, wusste ich bereits, dass er Spaghetti liebt. Das haben wir dann gekocht. Dabei haben Wei und er bemerkt, dass China und Afghanistan Nachbarländer sind. Mein anderer Mitbewohner hat Musik gemacht und ich war froh, dass du dich bei mir so wohl fühlst.

Ali: Für mich war das auch toll. Die Spaghetti und die Gitarre, das war sehr gut. Und Wei hat mir erklärt, was Afghanistan auf Chinesisch bedeutet.

Habt ihr manchmal auch Meinungsverschiedenheiten?

Vincent: Wir merken manchmal, dass wir unterschiedlichen Kulturen angehören. Aber Streit hatten wir noch nie.

Ali: Bei der Frage, ob Männer und Frauen gemeinsam Sport machen sollten, sind wir uns zum Beispiel nicht einig. Ich mag das nicht. In Afghanistan ist das komplett getrennt, weil dann alle mehr Spaß haben.

Vincent: Ich kenne das ja nicht so. Wir haben in der Schule schon immer gemeinsam Sport gemacht. Aber Ali konnte das bis heute einfach nicht verstehen.

Ali: Ich muss da eben immer den Frauen hinterher schauen und bin deshalb langsamer (*Beide lachen*).

ANZEIGE



Krokodile statt Pferde

Kanupolo ist in Heidelberg voll im Trend. Mit Paddel und Ball wagen sich die „Neckarkrokodile“ auf’s Wasser

Was vom Neckarufer nach einer großen Karambolage von Kajaks aussieht, nennt sich „Kanupolo“. „Es ist eine Mischung aus Handball und Schiffe versenken – der Spieler im Ballbesitz darf nämlich versenkt werden!“, erzählt die Studentin Hannah Rothermel. Die 24-Jährige spielt seit drei Jahren Kanupolo und gehört zum Team der Heidelberger Mannschaft „Neckarkrokodile“.

Trainiert wird zweimal die Woche auf dem Neckar, falls es klappt trifft man sich auch ein drittes Mal am Wochenende. Nur in Ausnahmefällen lässt man sich durch Wetterbedingungen einschränken „Wir trainieren jeden Dienstag und Donnerstag von halb sieben bis Sonnenuntergang - auch im Winter“, sagt Hannah stolz.

Kanupolo wird in Einerkajaks gespielt, die Ziele werden normalerweise zwei Meter über der Wasseroberfläche befestigt. Mit Schwimmweste und Schutzhelm ausgestattet, darf der Ball entweder per Hand oder mit dem Paddel ins Tor befördert werden. Aus Sicherheitsgründen sollte man das Paddel jedoch weniger als Baseballschläger nutzen – es dient vielmehr als verlängerter Arm für Ballaufnahmen und Spielpässe. „Leider ist es auch oft sehr schwierig, mit dem Paddel genau zu zielen. Um anzugeben, benutzt man es aber doch sehr gerne“, lacht Hannah und zeigt auf ihren Teamkollegen, der den Ball in diesem Moment einem Katapult ähnlich aufs Tor schießt.



Foto: aig

Wasserscheu darf man beim Kanupolo nicht sein. Das Versenken des Gegners ist erlaubt

Der Mannschaftssport, der lange nur als Aufwärmetraining der Kanuten diente, setzte sich in Deutschland Mitte der 1920er Jahre als eigene Wettkampfdisziplin durch. Obwohl schon 1927 erste deutsche Meisterschaften ausgetragen wurden, erkämpfte sich der Wassersport erst nach dem zweiten Weltkrieg die nötige Aufmerksamkeit. Mit der Entdeckung moderner Kunststoffe war ein wesentlich schnelleres Spielniveau möglich, was die Sportart auch für Zuschauer attraktiver machte. Spätestens seit der Einführung einer Kanupolo Bundesliga 1995 ist der Wassersport konkurrenzfähig. „Als Unimannschaft treten wir jedes Jahr im November bei den deutschen Hochschulmeisterschaften an. Bisher war unser Team fast immer unter den besten 16 in Deutschland!“, erzählt Hannah selbstsicher. Da das Regelwerk keine festen Positionen der Spieler festlegt, gehört die Koordination zu den größten Herausforderungen auf dem Wasser. Sich schnell und wendig mit dem Kajak fortzubewegen, ist daher elementar. Schließlich kommt die Ballbeherrschung als erschwerender Faktor hinzu. „Zwei Abläufe gleichzeitig zu steuern, ist sehr kompliziert. Am besten ist es, wenn schon eine der Fähigkeiten intuitiv abläuft“, rät die Lehramtsstudentin.

Neben der Taktik sind körperbetonte Zweikämpfe Zutaten jedes Kanupolospiels. Beispielsweise ist das „Versenken“ eines Gegenspielers durch Schubsen an der Schulter erlaubt. Diese Handlung wird nicht als Foul gewertet, da man den gegnerischen Angriff mit einer Kenterrolle abwehren kann. Zwar verlangt das Kentern mit Ball jahrelange Übung, verhindert aber bei Erfolg die Abgabe des Spielzuges. Misslingt die Unterwassererfahrung, ist die erste Hilfeleistung manchmal taktisch motiviert. „Braucht ein gegnerischer Spieler Hilfe beim Auftauchen, versucht er sich unter Wasser an der Spitze unserer Boote festzuhalten. Durch die Berührung ist man nach der Rettungsaktion automatisch im Ballbesitz“, erklärt Hannah.

Für die Nachwuchsarbeit wird die Kooperation mit der Universität Heidelberg genutzt. Seit fast vier Jahren werden über den Hochschulsport Kanupolokurse angeboten. Dass das Training der Zöglinge idealerweise zur selben Zeit wie das der Profis stattfindet, fördert zum einen den Kontakt zwischen den Generationen und gibt zum anderen Raum für Taktiklehrstunden vom Expertenteam.

„Viele haben mal mit einem Kajakkurs im Hochschulsport angefangen oder wechseln aus den Unikursen zu uns. Ansonsten sind es vor allem Freunde, die sich nach dem ersten Schnupper- Training ärgern, erst jetzt Kanupolo entdeckt zu haben“, sagt Hannah. Vom Aussterben scheinen die „Neckarkrokodile“ trotz ihrer seltenen Art nicht bedroht zu sein. **(aig)**

Digitales Taschenmesser

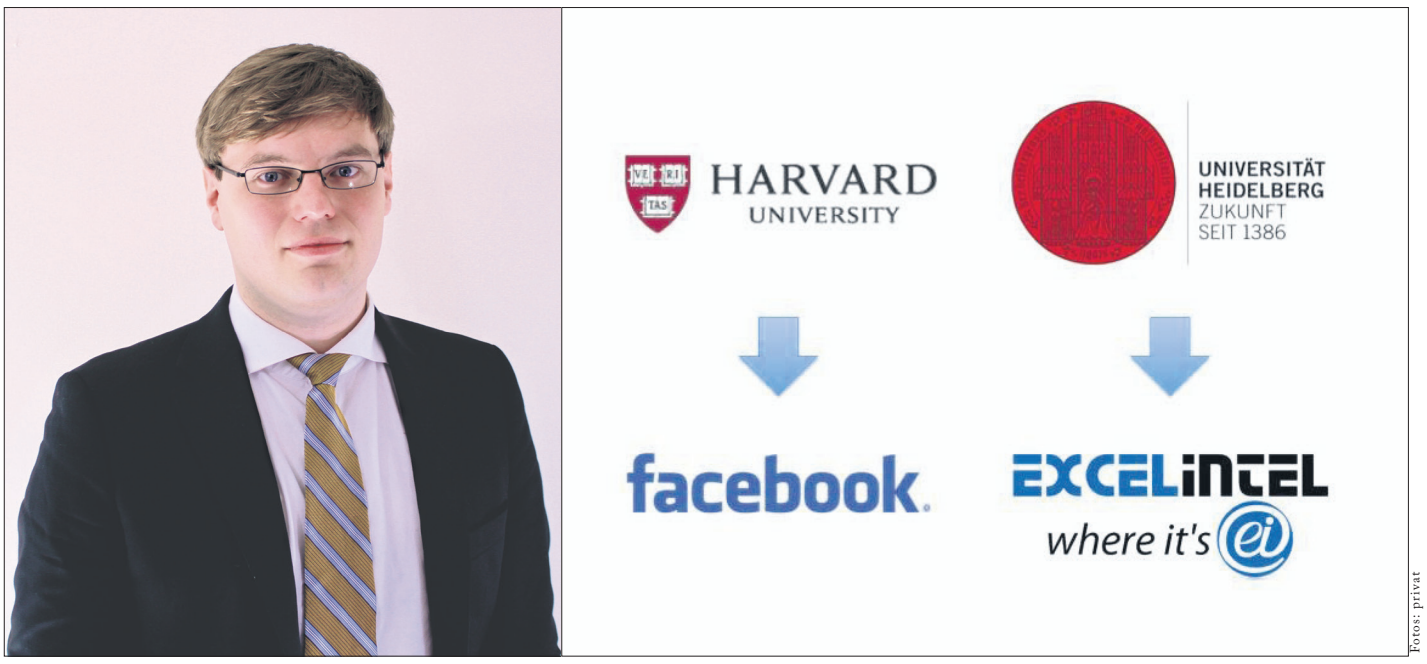
Ebay, Facebook und Co.: das neue soziale Netzwerk aus Heidelberg heißt Excelintel und will alles unter einen Hut bringen

Von Monika Witzenberger

„Das Internet wurde hier in Heidelberg etwas besser“, steht auf dem Werbeflyer des neuen sozialen Netzwerkes Excelintel, das von Heidelberger Studenten erfunden und entwickelt wurde. Noch einprägsamer als der Slogan ist das Bild auf der Vorderseite des Flyers, welches rechts zu sehen ist. Gleichberechtigt steht die Verbindung Harvard-Facebook neben Excelintel-Heidelberg.

Die Implikation ist klar: Ein neues, besseres Facebook? Schon alleine durch diese Assoziation skeptisch geworden, schaue ich mir einen der Werbeclips von Excelintel an. Der Film beginnt mit im Regen stehenden Unternehmern: Zu hohe Kosten für Websites und der Verkauf der firmeneigenen Daten sind der Grund. Es setzt heroische Musik ein, die an einen alten Ennio Morricone Westernfilm erinnert. Dazu marschieren mit schwarzen Anzügen bekleidete Männer mit Heugabeln einen Berg hinauf. Vielversprechende Sätze wie „Wir haben den Kampf aufgenommen, um Ihnen die Kontrolle zurückzugeben und eine freie Website entwickelt, auf der E-Commerce und soziales Netzwerken nicht länger getrennt sind. Und all das, ohne Ihre Daten zu verkaufen“, begleiten den Werbeclip.

Das klingt alles ein bisschen zu gut, um wahr zu sein. Quasi ein Facebook ohne dessen Nachteile? Mein nächster Schritt ist der Blick auf die Website. Alles was man findet ohne sich anzumelden, ist ein seitengroßes Video, welches die Möglichkeiten von Excelintel erklärt. Im öffentlich zugänglichen Shop können verschiedene Dienstleistungen von Produkten über Onlinekurse bis zu Versicherungen in Anspruch genommen werden. Bisher bestätigt sich die Hoffnung auf ein verbessertes Facebook nicht. Vielmehr wirkt die Website wie eine designtechnisch weniger ansprechende Variante von Ebay.



Fotos: privat

Der in Heidelberg promovierende Jurist Paul Powers hat Excelintel mitbegründet. Zwar legt nebenstehene Grafik einen direkten Vergleich mit Facebook nahe, aber Excelintel versucht nicht Facebook zu ersetzen, sondern lediglich zu ergänzen

Das kann ja wohl nicht sein, was als innovatives, verbessertes Heidelberger Facebook angepriesen wird. Immer noch neugierig, aber um einiges skeptischer, treffe ich mich mit Paul Powers, Mitbegründer von Excelintel. Er kommt ursprünglich aus Cincinnati, Ohio, und hat in Heidelberg Jura studiert. Im Moment promoviert er im Bereich IT-Recht. Auf meine erste Frage, was das Konzept von Excelintel sei, folgt sofort die sehr anschauliche Antwort: „Excelintel ist ein soziales Netzwerk, das mehr oder weniger so funktioniert wie ein Schweizer Taschenmesser.“ Anders gesagt: Man kann Excelintel nicht nur als soziales Netzwerk, sondern für eine Vielzahl von Funktionen nutzen: Um Dinge zu verkaufen wie bei Etsy oder Ebay, nur ohne Gebühren zu zahlen; um Geld zu überweisen wie bei Paypal; um mit anderen zusammen Dokumente zu bearbeiten wie bei Googledocs oder um zu chatten, Neuigkeiten auf die eigene Pinnwand zu posten oder Nachrichten zu verschicken wie bei Facebook. Es ist, als hätte man versucht, alle im Internet zugänglichen Aktionsmöglichkeiten in eine Website zu verpacken – wie bei einem Schweizer Taschenmesser. „Wir haben nicht die Schere erfunden, wir haben nicht das Messer erfunden. Und wenn man nur einmal im Jahr einen Korkenzieher braucht, ist er trotzdem da“, erklärt Paul.

Zusätzlich gibt es Links zu prominenten Netzwerken wie LinkedIn, Facebook und Twitter. Wird ein Pdf-Dokument auf Excelintel gemeinschaftlich erstellt, kann das zugleich mit einem Klick auf der Facebook-Pinnwand geteilt werden. Vorher war es nicht möglich, Pdf-, Word-Dateien oder Excel Dokumente direkt zu posten. Also doch ein verbessertes Facebook? „Ich würde nicht behaupten, dass Excelintel eine Konkurrenz zu Facebook wäre. Das heißt, Excelintel ist nichts, was man statt Facebook benutzen sollte, sondern es macht die Benutzung von Facebook leichter“, betont Paul. Das klingt schon um einiges überzeugender.

> „Der Unterschied zu Facebook ist, dass wir Daten nicht verkaufen und nur speichern, soweit es sein muss.“

Die Idee zu Excelintel ist aus Frust über die begrenzten Möglichkeiten eines sozialen Netzwerks in Bezug auf E-Learning und E-Commerce entstanden. Fünf Heidelberger Studenten haben sich aus diesem Grund daran gesetzt, eine solche Website zu erstellen. Ein exklusiver Vertrag mit der führenden E-Learning-Firma in Deutschland, Lecturio, erleichterte die Entwicklung. Die Expansion vor allem in die USA, das Einstellen von spezialisiertem Personal und einer neuen Chefin, die vorher bei Google gearbeitet hat, hat die Entwicklung beschleunigt. Das Finanzierungskonzept der Firma wurde mehrfach als nicht ausreichend kritisiert: Es wird nicht für das Anbieten von Waren und Dienstleistungen Geld verlangt, wie es bei E-Commerce Seiten wie Ebay gang und gäbe ist, sondern zwei Prozent jeder Transaktion als Gebühr genommen. Hinzu kommen Einnahmen aus Werbeanzeigen. Aber, und das wird mehrfach betont, „der Unterschied zu Facebook ist, dass wir die Daten nicht verkaufen und nur speichern, soweit es sein muss“.

Knapp eineinhalb Jahre nach der ersten Idee wurde die Seite Ende Mai ins Netz gestellt. Und schon nach zwei Tagen haben sich 4000 Nutzer angemeldet und 30000 verschiedene Meldungen verfasst. Ein weiterer Sprung wird durch die Teilnahme einiger großer Universitäten der USA erwartet. Sie wollen Excelintel als Organisationsplattform für das Studium verwenden, vergleichbar mit dem Heidelberger LSF. Die Universitäten von Cincinnati und Hawaii sind dabei; ein paar Ivy League Universitäten sollen angeblich auch mit an Bord sein. Spätestens zum Zeitpunkt der Einführung von Excelintel müssten sich alle Studenten der jeweiligen Universitäten auf der Website anmelden. Als ich ihn nach dem doch sehr übertriebenen Western-Werbeclip frage, lacht Paul. Es solle das Gefühl einer Revolution aufkommen, einer Rebellion gegen das böse System. Man komme von Kosten, Gebühren und Intransparenz weg. Der Film richte sich auch hauptsächlich an ein amerikanisches Publikum. Excelintel stehe im Übrigen für die englischen Adjektive „excellent“ und „intelligent“, was die Eigenschaften der Website symbolisiere.

Wieder zu Hause angekommen klicke ich erneut auf die Website und logge mich mit meinem Facebook-Account ein, was mir dieses Mal erlaubt, auch den Communitybereich zu besuchen. Wie versprochen gibt es die Möglichkeit, Dokumente zu erstellen, zu chatten, zu shoppen und zu posten. Bisher sieht die Seite provisorisch aus und die meisten Pinnwandposts stammen von einer amerikanischen Versicherungsfirma. Allerdings könnte es durchaus sein, dass man in Zukunft mehr von Excelintel hören wird, wenn auch nicht in einem Atemzug mit Facebook.

Heidelberger Notizen

Wohnheimtagung
Ende Mai fand in Heidelberg die Wohnheimtagung des Deutschen Studentenwerks (DSW) mit 130 Teilnehmern statt. Moniert wurde der Anstieg staatlich geförderter Wohnheimplätze um lediglich 5 Prozent seit 2007, währen die Zahl der Studienanfänger gleichzeitig um 50 Prozent zunahm. Gelobt wurde die Wohnheimförderung des Landes, nun hofft man allerdings auf einen Wiedereinstieg des Bundes. Außerdem möchte man den „Faulen Pelz" zum internationalen Studentenwohnheim machen. **(djk)**



Foto: Stadt Heidelberg

Neuer Wochenmarkt
In Neuenheim oder der Weststadt gibt es ihn schon seit Längerem, nun hat auch die Bahnstadt einen eigenen Wochenmarkt. Wer sich abseits von Supermarkt und Fastfood auf die Suche nach lokalen Produkten oder Spezialitäten aus aller Welt machen will, kann dies seit Anfang Mai nun immer freitags von 15 bis 20 Uhr auf der Schwetzinger Terrasse tun. Ein gutes Dutzend Stände lässt sich erkunden – das Angebot reicht von Fleisch über regionales Obst und Gemüse bis zu frisch gebackenem Käsekuchen. Der aktuelle Standort ist allerdings bloß ein Übergangsquartier: Sobald der weiter im Nordwesten der Bahnstadt gelegene Gadamer-Platz fertig gestellt ist, soll der Markt dort seine Zelte aufschlagen. **(tso)**

Mehr Lärm in der Altstadt?
Schon wieder droht neuer Ärger im Lärmstreit der Heidelberger Altstadt. Nachdem zu Jahresbeginn liberalisierte Sperrzeiten eingeführt wurden, sind nun bis Ende April bereits 73 Anzeigen wegen Ruhestörung bei der Polizei eingegangen, wie Revierleiter Christian Zacherle der *RNZ* berichtete. Im Vorjahr waren zum selben Zeitpunkt nur 52 Beschwerden von Altstadbewohnern eingegangen. Doch nicht Lärm beklagen die Altstädter vermehrt, auch Wildpinkler wurden verstärkt angezeigt. Laut Zacherle gingen bereits 62 Strafanzeigen ein. Das bedeutet eine Steigerung von 118 Prozent. Sind die neuen Sperrzeiten damit gescheitert? Zacherle glaubt das nicht. In der *RNZ* vermutete er, dass die Altstädter häufiger die Polizei rufen, um den Druck auf die Politik zu erhöhen. Das sieht man im Gemeinderat entspannt. „Wir sollten die aktuellen Zahlen nicht überbewerten und erst mal den Sommer abwarten", erklärte Matthias Kutsch von der CDU. Trotz allem, es scheint ein heißer Sommer in der Altstadt zu werden. **(fha)**

Die ganze Ausgabe findet Ihr auch auf ruprecht.de.

Auf dem Philosophenweg beschränkte ein Geländer den romantischen Altstadtblick



Foto: chd

Sicher oder schön

Die Heidelberger sind vernarrt in die Romantik ihrer Stadt. Deren Höhepunkt gipfelt, im nahezu wahrsten Wortsinne, bekanntlich in dem Panoramablick, den man vom Philosophenweg aus über die Altstadt streifen lassen kann – oder vielmehr konnte; beziehungsweise nun doch wieder können wird?

Denn erst vor wenigen Wochen stand der genussvollen Aussicht ein schwarzer Balken im Wege. Genauer: Ende März wurde das talseitige Geländer am Philosophenweg von ursprünglich einem guten Meter Höhe auf durchgehend mindestens 1,30 Meter erhöht. Dies hatte zur Folge, dass den Spaziergänger ein steter Zensurbalken auf Augenhöhe begleitete. Schön war die Rohr-Geländer-Konstruktion am Philosophenweg nie, doch nun fiel das auch noch ausdrücklich ins Auge. Es folgten massig Beschwerden von Teilen der Bevölkerung: „Man fühlt sich eingezäunt, wie im Zoo!", empört sich eine kleine Rentnerin, der das Geländer direkt auf Augenhöhe die Sicht beschränkt. Die *RNZ* konnte sich vor Leserbriefen kaum mehr retten und die Stadt generierte ein automatisches Antwortschreiben, um überhaupt auf den Beschwerdewulst reagieren zu können. Sogar das ZDF wurde auf den Aufruhr in Heidelberg aufmerksam.

Die Berichterstattung hatte zumeist ironischen Anklang, denn der Grund der Erhöhung ist abenteuerlich: Die Stadt stieß auf eine Bauvorschrift, die besagt, dass kombinierte Geh- und Radwege auf Brücken und Stützmetern eine Begrenzung mit einer Mindesthöhe von 1,30 Meter erfordern. Nun begibt es sich aber, dass auf dem Philosophenweg das Radfahren ausdrücklich verboten ist. Auf Basis von Gerichtsurteilen fand sich die Kommune jedoch angehalten, sich an der tatsächlichen Situation zu orientieren. Und real betrachtet, begegnet man auf dem Philosophenweg Radfahrern. Daher wurden im Rahmen einer spontanen Rundumrenovierung, die insgesamt 45 000 Euro kostete, gleich ein paar Stücke schwarzen Rohres auf die bestehende Geländerkonstruktion draufgeschweißt.

Nachdem sich die Stadt daraufhin von Beschwerden überrollt fand, erklärte der Stadtsprecher Tim Herre: „Wir haben die rechtssicherste Lösung gewählt. Allerdings zeigte die Kritik der letzten Wochen, dass wir damit über das Ziel hinausgeschossen sind." Folglich wird nun wieder auf die Ausgangshöhe zurückgebaut. Das bedeutet eine weitere Investition in die Arbeitskraft zweier städtischer Angestellter. Zu den genauen Kosten des Auf- und Rückbaus gibt die Stadt keine Auskunft: „Da die Erhöhung im Zuge einer Rundumrenovierung vorgenommen wurde, kann man das so genau nicht herausrechnen."

Kurios ist nicht zuletzt, dass parallel bereits Vorbereitungen laufen, das Geländer grundsätzlich zu erneuern und dabei eine rechtlich wie ästhetisch vertretbare Lösung zu finden. Genaueres dazu soll noch diesen Sommer beschlossen sein. Der *ruprecht* macht sich schonmal auf Beschwerdepost gefasst. **(chd)**

Heidelberger Historie

„Eine wahrhafte Entweihung"

Vor 125 Jahren wurde die Heidelberger Bergbahn gebaut. Ihre Entstehung ist eine Geschichte voller Hindernisse

Die Mitglieder des Schlossvereins sind beunruhigt, sehr beunruhigt. „Es wird der Wald unterhalb der Molkenkur durch eine äußerst hässliche gerade Linie getrennt", die „das landschaftliche Bild auf's Unschönste durchschneiden wird", warnten sie den Stadtrat. „Der Zugang zum Schlosse" werde „wahrhaft entstellt" und sich dem Besucher „ein Anblick bieten, der als eine wahrhafte Entweihung" manchem die Wiederkehr verleiden werde. Keine Frage: Der Schlossverein sieht die Schönheit Heidelbergs in Gefahr.

Der Feind des Schlossvereins ist eines der größten Bauprojekte der Stadtgeschichte: Die Bergbahn, die Touristen und Ausflügler möglichst nah an das Schloss bringen soll.

Bereits 1873 stellt der Schweizer Bergbahnmechaniker Niklaus Riggenbach einem Konsortium das Konzept einer Zahnradbahn auf den Königsstuhl vor. Gleichzeitig entwickelt auch der Amerikaner Eppelsheimer im Auftrag der Berliner Eisenbahngesellschaft Sönderup und Co. für Heidelberg ein Seilbahnsystem. Der Vorteil: Anders als bei der Zahnradbahn befände sich der Motor außerhalb des Wagens, der dadurch leichter würde.

Eppelsheimers Idee scheitert, weil es Probleme beim Kauf eines benötigten Grundstücks gibt. Sein Rivale Riggenbach aber findet mit seinem weiterentwickelten Konzept einer kombinierten Zahnrad- und Drahtseilbahn schließlich Unterstützer. Es sind die Gebrüder Leferenz, Ingenieure aus Heidelberg, die 1884 eine Gesellschaft gründen, die Grundstücke erwerben und den Bau planen. Binnen zweier Jahre will man fertig sein, ansonsten muss man die Teilhaber aus eigener Tasche entschädigen – ein straffer Zeitplan, der ihnen beinahe zum Verhängnis wird.

Denn nun fangen die Schwierigkeiten erst an. Die Eseltreiber, die den Touristen gegen Gebühr Reittiere zur Verfügung stellen, sehen ihr Gewerbe bedroht. Andere, wie der Schlossverein, führen ästhetische Bedenken ins Feld. Schließlich teilt der Stadtrat Johann Leferenz mit, vor dem Jubiläumsjahr der Universität 1885 sei ein Bau unerwünscht. „Die Gründe hierfür mögen hauptsächlich darin gefunden werden, daß dem Gegner des Projectes,



Foto: wikimedia.org, Radosław Drożdżewski (CC BY-SA 4.0)

Die Heidelberger Bergbahn nahm 1890 ihren Betrieb auf

dem hiesigen Schlossverein, in welchem die Professoren der hiesigen Universität hauptsächlich maßgebend sind, eine Concession gemacht werden sollte", klagt Leferenz in seinem Tagebuch. Als sich die Gesellschaft 1886 planmäßig auflöst, geraten die Brüder in Finanzierungsnot, können aber mit Mühe einige frühere Gesellschafter für die Fortführung des Projekts gewinnen.

In den folgenden Jahren debattiert das höchste Entscheidungsgremium, der Bürgerausschuss in Karlsruhe. Für und Wider werden abgewogen, Streckenverläufe geplant und verworfen. „Warum dauert in Heidelberg alles so lange?", heißt es in der Presse. 1888, fünf Jahre nach dem ersten Vorstoß, erhalten die Brüder endlich die Konzession.

Die Bauarbeiten ziehen sich hin. Das Terrain ist schwierig – tiefe Bergeinschnitte, acht Unterführungen und ein Tunnel von 110 Meter Länge müssen gegraben werden. Hunderte Tonnen Material werden mit Pferdewagen antransportiert, die Arbeiter schuften täglich von Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung. Allein bis Jahresende fallen laut Geschäftsbericht 775 000 Mark an Kosten an.

Am 30. März 1890 wird der erste, untere Abschnitt der Bahn eröffnet. Zwischen 1905 und 1907 folgt die restliche Strecke. Die Wagen der oberen Bergbahn sind heute die ältesten, die der unteren die jüngsten elektrischen in Baden-Württemberg. Und die einst so umstrittene Bahn funktioniert seit 125 Jahren einwandfrei. **(mab)**

Blaue Okkupanten

Leserbrief zu „Nie mehr radlos" aus Ausgabe 155

An sich finde ich ja die neuen VRN Bikes ganz schick, eben eine gute Idee. Man hat dadurch immer die Möglichkeit, mal schnell mit dem Fahrrad von einem Ort zum anderen zu fahren.
Doch was mich eigentlich ärgert, ist die Fahrradstation vor dem Historischen Seminar. Es ist wohl nicht genug, dass sich da schon unzählige Fahrräder Studierender und andere Fahrzeuge mit zwei Rädern tummeln. Den Abstellplatz erweitern die Studierenden schon auf den ungünstig gewählten Taxistand, sodass immer häufiger Androhungen seitens der Stadt erfolgen, die Räder bald abzuschleppen. Zu allem Leidwesen steht dort jetzt auch noch eine klobige Fahrradstation des VRN!! Diese Station ist für zehn Räder ausgelegt, aber am Ende eines touristenreichen Tages stehen dort oftmals deutlich mehr als zehn „Sportgeräte".
Meiner Meinung nach soll das Unternehmen sich einen anderen Platz überlegen, aber nicht den Studierenden des Historischen Seminars ihren Abstellplatz und den Passanten den Fußgängerweg nehmen.

Olivia Mayer, Dossenheim, 21 Jahre

Unsere Adresse für eure Meinung: post@ruprecht.de. Leserbriefe spiegeln nicht die Meinung der Redaktion wider. Wir behalten uns vor, die Einsendungen zu kürzen.

ANZEIGE



Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Geregeltes Kiffen

Die Legalisierung von Cannabis bleibt in der Diskussion. Aktivisten leisten Überzeugungsarbeit



Foto: O'Dea at WikiCommons

In vielen Bundesstaaten der USA ist Cannabis nicht nur für medizinische Zwecke bereits legal zu haben

Von David Kirchgessner

Das letzte Treffen des Hanfverbands Rhein-Neckar fand im Nichtraucherraum einer Mannheimer Kneipe statt. Etwa 20 Aktivisten mit unterschiedlichem Hintergrund diskutierten dort, wie ihre gemeinsame Vision einer Legalisierung von Cannabis auf regionaler Ebene weiter voran gebracht werden könnte. Angesichts der ausführlichen Berichterstattung in den Medien herrscht bei vielen Hanfaktivisten derzeit Aufbruchstimmung. Trotzdem würden sie lieber gar nicht hier sitzen müssen, oder, wie ein Mitglied der Gruppe ironisch anmerkte: „Unser Ziel ist es, uns aufzulösen." Dass nun in der breiten Öffentlichkeit über das Thema diskutiert wird, sehen die Befürworter der Legalisierung allerdings schon als ersten Erfolg.

Als nächsten Schritt planen die Aktivisten einen Cannabis Social Club für Heidelberg, einer Art gemeinnütziger Verein, welcher den Anbau und die kontrollierte Abgabe von Cannabis zur medizinischen Nutzung sowie als Genussmittel ermöglichen soll. Der Club würde strengen Regeln und Leitlinien folgen: So wäre die maximale Abgabemenge begrenzt, die enge Zusammenarbeit mit Suchtberatungsstellen und eine wissenschaftliche Begleitung sind ebenfalls angedacht. Dadurch sollen auch Gegner einer vollständigen Freigabe überzeugt werden. Ähnliche Clubs gibt es bereits in Spanien und Belgien; besteht ein wissenschaftliches oder anderes öffentliches Interesse, ist eine Ausnahmegenehmigung als Modellprojekt theoretisch auch in Deutschland möglich.

Damit es nicht allein bei der Theorie bleibt, versuchen die Aktivisten auf verschiedenen Ebenen für ihr Anliegen zu werben und über die Nutzung von Hanf zu informieren. Dass es Risiken gibt, über die Aufklärung erfolgen muss, geben auch sie zu. Gleichzeitig basieren viele scheinbare Verbotsargumente noch immer auf Klischees oder mangelnder Information.

Deshalb fand im April eine Podiumsdiskussion zum Thema „Ein Cannabis Social Club für Heidelberg" in der Halle02 statt. Für großes Medienecho sorgte auch das Gespräch mit Oberbürgermeister Eckart Würzner im Rahmen von #Hol den OB. Besonders öffentlichkeitswirksam war der Global Marijuana March im Mai, bei dem circa 350 Menschen für die Legalisierung und Entkriminalisierung von Cannabis demonstrierten.

Solche Protestveranstaltungen gehören für den Hanfverband ebenfalls dazu, zeigen aber auch, dass sich die Aktivisten immer ein einem gewissen Spannungsfeld bewegen: Zwischen gezieltem Zuspitzen und Polarisieren einerseits, sowie dem Bemühen, Außenstehende nicht abzuschrecken andererseits.

Grundsätzlich läuft die Arbeit der Gruppe oft nach dem Prinzip: „Ich habe Lust, was zu machen, wer macht mit?", so Mariana Pinzón Becht vom Hanfverband. „Solange es um Aufklärung zur Legalisierung von Hanf geht, sind alle Aktionen valide." Keinen Spaß versteht man allerdings bei illegalen Aktionen und Trittbrettfahrern, die bei Veranstaltungen wie dem Global Marijuana March versuchen, illegale Substanzen an die Teilnehmer zu verkaufen. „Das geht gar nicht", meint ein Mitglied der Gruppe dazu.

Um einen Cannabis Social Club in Heidelberg Realität werden zu lassen, wäre zunächst ein Antrag des Gemeinderats auf Genehmigung eines Modellprojekts beim Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte nötig, welches dem Gesundheitsministerium unterstellt ist. Aktuell hätten die Antragsteller wohl keine Mehrheit, da bisher lediglich die Fraktionen Linke/Piraten und die Grünen einen Antrag unterstützen. Um das zu ändern, müsste weitere Überzeugungsarbeit geleistet werden. Stadtrat Oliver Priem (Grüne) erklärte auf Anfrage: „Wenn wir jetzt den Antrag stellen und er abgeschmettert wird, ist das Thema erst einmal für ein paar Jahre ‚verbrannt'." Dass es allerdings noch in dieser Wahlperiode des Gemeinderats passieren könnte, hält der Piraten-Stadtrat Alexander Schestag für durchaus realistisch. Auch auf nächsthöherer Ebene bestehen momentan nur geringe Chancen, da das Gesundheitsministerium von der CDU geführt wird. Ein Antrag vor der Bundestagswahl 2017 wäre also in erster Linie ein Mittel, um gemeinsam mit anderen Kommunen, die sich für Cannabis Social Clubs aussprechen, Druck auf die Bundesebene auszuüben, so Oliver Priem. Wie das funktionieren kann, hat in gewisser Weise just die FDP vorgemacht: Auf ihrem letzten Parteitag hat sie sich auf Druck der Landesverbände die Legalisierung von Cannabis ins Programm geschrieben.

Die Argumente für und wider die Legalisierung wurden in der aktuellen Berichterstattung ausführlich behandelt. Auf beiden Seiten gibt es einleuchtende und valide Argumente. Es scheint allerdings, dass gerade viele Positionen zum Fortbestand des Verbots auf einer starr konservativen Grundhaltung gegründet sind. Doch wie schon die Abschaffung der Wehrpflicht oder der Atomausstieg gezeigt haben: Auch als „alternativlos" und unantastbar geltende Gegebenheiten können sich unter gewissen Umständen ändern oder neu ausgelegt werden.

Bis der legale Konsum von Cannabis in Heidelberg möglich ist, muss wahrscheinlich noch einiges Wasser den Neckar hinunter fließen. Doch die Aktivisten vom Hanfverband Rhein-Neckar sind optimistisch. Die Frage scheint für viele bloß noch wann, und auf welcher politischen Ebene der erste Schritt hin zur Legalisierung erfolgt. Mit diesem käme die Gruppe dann auch ihrem immanenten Ziel sich aufzulösen näher. Für Mariana Pinzón Becht gilt zunächst aber: „Du musst in der Diskussion bleiben!"

Ausgeschenkt

Pizza trifft Smoothie

„Unter Freunden" lockt mit frischen Produkten und zurückhaltender Einrichtung

Seit wenigen Wochen hat in der Märzgasse ein neues Bistro seine Türen geöffnet: Bei „Unter Freunden" kann man original italienische Pizza und das It-Getränk der Stunde bekommen: bunte Smoothies.

Beim Betreten des Ladens schlägt einem der Duft der laufend frischgebackenen Teigware entgegen. Neben den Klassikern wie Salami oder Pizza Margherita – natürlich mit guter Büffelmozzarella – finden sich auch ausgefallenere Kombinationen in der Auslage wie zum Beispiel Pizza mit Hummus, Blattspinat und Orangenstücken. Veganer kommen also auch auf ihre Kosten. Die knusprige Köstlichkeit kann sich jeder in der Größe abschneiden lassen, wie er hungrig ist. Danach wird sie abgewogen, bezahlt wird nach Gewicht. Dazu kann man sich einen von neun verschiedenen Smoothies bestellen: Sie hören auf Namen wie „Gym Knopf", „Bloody Hell" oder „Dattelcino". Serviert werden sie in Milchflaschen mit Strohhalm. Pizza und Smoothie kann man bei gutem Wetter entspannt vor dem Laden auf der Fensterbank genießen oder man bestellt sie sich einfach zum Mitnehmen.



Foto: David Pfeifer

Das Interieur ist puristisch-modern gestaltet: Die Tische sind mit Drehhockern und Küchenstühlen im Vintage-Look bestückt, in der Ecke steht ein gepolsteter Zweisitzer. Ein weiterer Tisch und ein paar zusätzliche Barhocker würden dem Bistro mehr Wohnlichkeit verleihen. Trotzdem kann man sich hier in behaglicher Atmosphäre durch die verschiedensten Pizzen und Smoothies probieren, was nicht zuletzt am freundlichen Personal liegt. „Der Kunde soll sich einfach pudelwohl bei uns fühlen, so als sei man ‚unter Freunden' zum Beispiel am WG-Küchentisch", sagt Mitgründer Burak. Ungewohnt, aber doch ganz angenehm ist, dass im Hintergrund keine Musik dudelt. Genauso interessant ist das Konzept von „Unter Freunden", es ist so etwas wie ein „Kauf-dich-glücklich"-Laden: Erwerben kann man hier neben Getränken und Pizza schöne Vasen, Mini-Espressomaschinen oder die Zutaten für den Pizzateig.

Preisliste

Pizza	ab 1,10 € / 100g
Smoothies	ab 4,00 €
Freund des Tages	3,50 €
Kaffee	1,80 €
Tee	2,50 €

Altstadt
Märzgasse 2

Öffnungszeiten:
Montag bis Samstag 9–20 Uhr
Sonntag geschlossen

Kurz und gut: Gesundheitsbewussten bietet „Unter Freunden" vor der 10-Uhr-Vorlesung ein flüssiges Frühstück „to go" und in der Mittagpause dank reich belegter Pizza eine gute Alternative zur Mensa. **(ane)**

Das verflixte siebte Jahr

Fortsetzung von Seite 1

Im Mai 2008 übernimmt die Irin Karen Wilkinson, die bereits seit mehreren Jahren in den Vorgänger-Lokalen gearbeitet hat, auf Vorschlag von Eigentümer Uwe Beisel die Räumlichkeiten und eröffnet den Pub „Brass Monkey". „Wir sind die einzigen Leute, die diese Bar zum Laufen gebracht haben", sagt Karen Wilkinson stolz. Bingo, viel Fußball und und Pubquiz sind das Geheimnis der Bar.

Dass die heimische Atmosphäre nicht nur den Heidelberger Studenten gefällt, zeigt das breite Publikum: Die authentische Internationalität verwandelt das „Brass Monkey" zum Treffpunkt der Erasmus-Studenten, während die Mannheimer Skat-Runde in der hinteren Ecke der Kneipe ein herbes Guinness schlürft. Trotz der großen Nachfrage ist der „Save Money"-Eimer das letzte Überbleibsel der erfolglosen Sammelaktion, um die Schließung des Lokals zu verhindern.

„Mir tut es sehr leid, dass wir nicht genug Geld für die Berufung zusammen bekommen haben. Das ‚Brass Monkey' ist keine Irish Pub-Kette. In die familiäre Bar wurde viel Herzblut reingesteckt", sagt Matthias Kraus, Besitzer der Altstadtkneipe „Karl", der Ende März ein Benefizkonzert für den Erhalt des „Brass Monkey" organisiert hatte. Lärmbeschwerden in der Altstadt kann der 56-jährige Heidelberger nur schwer nachvollziehen. „Seit 500 Jahren ist Heidelberg ein Anlaufpunkt für Studenten. Natürlich ist hier Party. Wenn man in einen Stadtteil mit hoher Kneipendichte zieht, ist es nun einmal etwas lauter", sagt der stadtbekannte Kneipenbesitzer.

Ob im Sommer wieder ein Pub an die Alte Brücke zieht, ist momentan noch unklar. Beisel dementiert zumindest die Gerüchte einer Karaoke-Bar als Nachfolgepacht. Fest steht, dass das Erfolgsrezept des „Brass Monkey" mit Karen Wilkinson auszieht. „Ich habe keinen Plan B", sagt die gebürtige Irin, „ich werde einfach versuchen, irgendwo einen neuen Platz zu finden." **(aig)**

Kommentar

Nur Verlierer

Der Kampf um das „Brass Monkey" ist zu Ende. Was bleibt ist ein Trümmerfeld. Freuen kann sich darüber niemand, denn neben Wirtin und Besuchern sollten sich auch Stadtverwaltung und Eigentümer als Verlierer fühlen.

Für Wilkinson hat die juristische Niederlage natürlich die gravierendsten Auswirkungen. Wegen eines einzigen, schon lange weggezogenen Klägers, muss die Mutter eines zwölfjährigen Sohn um die Existenz ihrer Familie bangen. Nach fast 20 Jahren, soll sie nun einfach ihren Arbeitsplatz verlassen und sich eine neue Bleibe suchen. Für eine Frau wie Wilkinson, eine der wenigen Wirtinnen in Heidelberg, die ihre Kunden noch wie echte Gäste behandelte und nicht nur auf deren Geldbeutel schielte, muss das besonders schmerzhaft sein. Ihr „Brass Monkey" vermittelte noch immer den eigentlichen Sinn einer britischen Tradition: der Pub als ausgelagertes Wohnzimmer. So etwas wird der lokalen Kneipenszene fehlen.

Auch der Vermieter Uwe Beisel wird wohl bald erkennen, was er an diesem Irish Pub hatte. Der Rechtsstreit offenbarte einen raffgierigen Eigentümer, dem es mehr um hohe Gewinne, als um beständige Einnahmen geht. Es ist davon auszugehen, dass potenzielle Nachfolger den Prozess genau beobachtet haben und sich zweimal überlegen werden, bei ihm ein Lokal zu pachten. In den nächsten Sommermonaten, also der Hochphase des Heidelberger Tourismus, wird die Kneipe an der Alten Brücke erst einmal leer stehen. Davon hat niemand etwas.

Und auch die Stadtverwaltung muss sich den Vorwurf gefallen lassen, sich nicht vor ihre Gastronomie gestellt zu haben. Die ewig unzufriedenen Altstädter werden nach ihrer Sperrzeiten-Niederlage nun ihre Chance wittern. Dabei verlässt mit dem „Brass Monkey" eine der unproblematischsten Kneipen die Altstadt. Liest man die Anzeigen-Bilanz der Polizei findet man für das Jahr 2014 eine verstörende Zahl: Null!

Von Felix Hackenbruch



Im neuen Mathematikon kann die gesamte Fakultät für Mathematik und Informatik bald unter einem Dach lehren, lernen und forschen

Fotos: dfc

Neuer Lehrstuhl für Kosmochemie

Mario Trieloff forscht zur Entstehung der Erde und des Sonnensystems

Einem geschenkten Gaul schaut man nicht in's Maul", so sagt es eine Binsenweisheit. Was jedoch am Rand des Campus im Neuenheimer Feld an der Berliner Straße entsteht, kann sich durchaus sehen lassen: Das neue Mathematikon, welches ein Geschenk der Klaus Tschira Stiftung an das Land Baden-Württemberg und damit an die Universität ist, steht kurz vor der Vollendung. Dass dem nagelneuen Schriftzug seit einiger Zeit ein „I" fehlt, gehört wohl zu den Schönheitsreperaturen.



Die Baustelle am Rande des Campus im Neuenheimer Feld

Ansonsten fehlt, zumindest von außen betrachtet, nicht mehr viel. Lediglich einzelne Bagger und ein großer, blickdichter Bauzaun verraten dem Laien, dass der Neubau noch nicht bezugsfertig ist.

Das Besondere am Mathematikon ist die nachhaltige Bauweise. Wie Architekt Manfred Bernhardt gegenüber der *RNZ* erklärte, sei der Gebäudekomplex eines der ersten Großprojekte in Deutschland, das von der Gesellschaft für nachhaltiges Bauen (DGNB) zertifiziert wurde. Dabei wird eine ökologische Gesamtbetrachtung vom Bau bis zum „Endnutzer" vorgenommen. Im Mathematikon wird beispielsweise ein möglichst effizientes Heizen und Kühlen der Räumlichkeiten durch die sogenannte Betonkernaktivierung gewährleistet.

Bei dem Projekt handelt es sich um zwei Bauteile. Bauteil A wird zum neuen Zuhause für die Fakultät für Mathematik und Informatik sowie für das Interdisziplinäre Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen (IWR). Neben Büroräumen wird das Gebäude auch Seminarräume und die Institutsbibliothek beherbergen. Derzeit ist die Fakultät noch auf sieben Gebäude am gesamten Campus des Neuenheimer Feldes verteilt, das IWR befindet sich gar in der Speyerer Straße.

„Die Idee war, dass die Studierenden und Wissenschaftler mit dem Mathematikon ein neues, dringend benötigtes und vor allem gemeinsames Universitätsgebäude bekommen. Klaus Tschira war es wichtig, dass die gesamte Fakultät wieder unter einem Dach lehren und forschen kann", erklärt eine Sprecherin der Klaus Tschira Stiftung.

Baden-Württembergs Wissenschaftsministerin Theresia Bauer von den Grünen zählt Mathematik und Informatik „zu den Schlüsselqualifikationen für die Innovationsfähigkeit unseres Landes." Beim Spatenstich im Dezember 2012 zeigte sich Bauer zuversichtlich: „Mit dem Mathematikon erhalten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und die Studierenden optimale Arbeitsbedingungen."

Das wünscht sich auch Mathematikstudent Elias Zimmermann. Er studiert im zweiten Bachelor-Semester und erhofft sich „vor allem repräsentativere Gebäude für die angewandte Mathematik und das IWR sowie eine größere und schönere Bibliothek."

Der Bauteil B hat kommerzielle Zwecke. Hier werden nach Fertigstellung des Baus Büros im Obergeschoss, sowie Gastronomie und Geschäfte, darunter ein großer Discounter und ein Supermarkt einziehen. Nach Angaben der Klaus-Tschira-Stiftung werden die Einnahmen, die durch die Vermietung erzielt werden, für die Förderung weiterer gemeinnütziger Projekte der Stiftung verwendet (siehe Infokasten).

Nach dem Spatenstich wurde Anfang Juni 2013 mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen. Sollte alles weiterhin nach Plan laufen, könnte das Gebäude „voraussichtlich Ende 2015 eingeweiht werden", so die Sprecherin weiter.

Stiftungsgründer und Mäzen der Ruprecht-Karls-Universität Klaus Tschira selbst wird die Eröffnung des Mathematikon nicht erleben. Der Mitbegründer des Softwareunternehmens SAP verstarb am 31. März dieses Jahres. Die Universität Heidelberg zeigte sich bestürzt über den Tod Tschiras; Rektor Bernhard Eitel bezeichnete ihn als einen „Mäzen, der unserer Universität in hohem Maße verbunden war und der ihr stets mit unvoreingenommenem wissenschaftsgeleiteten Verständnis begegnet ist". Wie es in der Pressemitteilung weiter heißt, werde sich die Ruperto Carola darum bemühen, die Erinnerung an Tschira und sein Wirken lebendig zu halten. Und wie könnte dieses Vorhaben besser umgesetzt werden, als mit innovativer Forschung, aktiver Lehre und motiviertem Studium im neuen Mathematikon? **(kap)**

Die Stiftung

Die Klaus-Tschira-Stiftung fördert seit 20 Jahren zahlreiche naturwissenschaftliche Projekte: 2009 gründete die Stiftung beispielsweise an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg das Klaus-Tschira-Kompetenzzentrum für frühe naturwissenschaftliche Bildung, um frühzeitig das Interesse von Kindern an naturwissenschaftlichen Themen zu wecken. Das 2010 entstandene Heidelberger Institut für Theoretische Studien betreibt Grundlagenforschung in den Naturwissenschaften, Mathematik und Informatik zur Verarbeitung großer Datenmengen. Im Klaus-Tschira-Zentrum für Archäometrie werden naturwissenschaftliche Verfahren zur Erforschung archäologischer Fragen eingesetzt.

Als eine von nur wenigen Universitäten in Deutschland besitzt die Uni Heidelberg seit Mai einen Lehrstuhl für Kosmochemie, eine Brückendisziplin zwischen Astrophysik und Geowissenschaften. Auf die außerplanmäßige Professur der Klaus Tschira Stiftung wurde der Geochemiker Mario Trieloff berufen, der 1993 in Heidelberg in Physik über die Datierung und Chronologie von Meteoriten promoviert hat. Erforscht werden soll in einem dazugehörigen Labor vor allem extraterrestrisches Material von Weltraummissionen und Meteoriten, dessen Alter und chemische Zusammensetzung mit irdischen Materialen verglichen wird, um Erkenntnisse über das Sonnensystem und seine ursprüngliche chemische Zusammensetzung zu gewinnen.



Foto: privat

Mario Trieloff ist neuer Professor für Kosmochemie

„Wir wollen vor allem herausfinden, woher die leichten Elemente stammen, die die Atmosphäre und Hydrosphäre aufbauen und somit Grundlage unserer Biosphäre sind", so Trieloff in einer Pressemitteilung. Er gilt als einer der führenden Forscher auf dem Gebiet der Altersdatierung von Stoffen mithilfe von Isotopen und ist Koordinator des Schwerpunktprogramms der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Die ersten 10 Millionen Jahre unseres Sonnensystems". Nach seiner Habilitation 1998 in Heidelberg arbeitete er unter anderem am Institut de Physique du Globe de Paris und forschte zur Entstehung der Planeten des frühen Sonnensystems und der Erde sowie zu Vulkanismus und Geochemie des Erdmantels. Maßgeblich für die künftige Forschungsarbeit der Kosmochemie in Heidelberg ist eine hochauflösende Ionensonde, von denen es laut Trieloff weltweit nur zehn Stück gibt. Das Forschungsgerät ermöglicht die mikrometergenaue Untersuchung von irdischen und extraterrestrischen Gesteinen auf Spurenelemente und deren Datierung mittels Isotopen. Die Sonde wurde vergangenes Jahr von Trieloff als nationale Einrichtung für die Geowissenschaften der Uni Heidelberg eingeworben.

Seine Stiftungsprofessur wird von der in Heidelberg ansässigen Klaus Tschira Stiftung finanziert, die Naturwissenschaften und deren Wertschätzung fördert. Dafür unterstützt sie eigene und gemeinnützige naturwissenschaftliche Bildungsprojekte, zum Beispiel in Schulen und Kindergärten, und Projekte von Forschungseinrichtungen (siehe Infokasten). Die Stiftung geht auf den Physiker und SAP-Mitbegründer Tschira zurück, der im März im Alter von 74 Jahren gestorben ist. **(sko)**

Grüner Wettbewerb

Sind Firmen wegen Umweltschutz weniger wettbewerbsfähig? Wie kann in der globalen Wirtschaft Regulierung und Kontrolle von Verschmutzung gelingen? Diese und andere Fragen versucht Jale Tosun in ihrem Vortrag „Spannungsfeld Wirtschaftförderung und staatlicher Umweltschutz" im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Ökonomie und Umwelt" zu beantworten. Der Arbeitskreis Real World Economics, der sich für eine plurale und wirklichkeitsnahe Volkswirtschaftslehre einsetzt, hat den Vortrag von Jale Tosun organisiert. Volkswirtschaftler beklagen sich gerne darüber, dass Politiker ihre Erkenntnisse und Empfehlungen nicht verstehen. Jale Tosun versucht sich im Vortrag als Dolmetscherin zwischen der Politik und Ökonomik. Tosun ist seit März 2015 Professorin für Politische Wissenschaft an der Universität Heidelberg.

Politische Interventionen können die unterschiedlichsten Formen annehmen, vom strikten Verbot bis hin zu Informationskampagnen. Ein wirtschaftliches Instrument können Märkte für Verschmutzungsrechte darstellen. Gegen komplexe Probleme wie den Klimawandel kann nur eine



Foto: jop

Jale Tosun beim Vortrag

Kombination verschiedener Maßnahmen erfolgreich sein. Allerdings sei die Erhebung zuverlässiger Daten zu den Auswirkungen der Maßnahmen äußerst schwierig. Tosun weist darauf hin, dass staatliche Auflagen durchaus die Innovationsfähigkeit fördern können, da diese einen Wettbewerbsvorteil darstellt, wie dies etwa bei der Einführung des Katalysators für BMW der Fall war.

Die fundamentalen Problematiken werden deutlich: Die Verschmutzung beginnt relativ zur Produktion in manchen Bereichen in Europa zu sinken. Doch was nutzt dies, wenn stattdessen Güter aus Ostasien importiert werden, wo sie unter massiver Umweltverschmutzung und Ausstoß von Klimagasen hergestellt wurden? Gleichzeitig ist der globale Klimaschutz in einem Dilemma gefangen: Ohne einen abgeschotteten „Klima-Club" von Nationen, der einen Anfang mit ambitioniertem Umwelt- und Klimaschutz macht, kann kein Fortschritt erzielt werden. Schutzzölle für eine Absicherung während der Übergangsphase sind angesichts internationaler Institutionen wie der WTO jedoch nicht vorstellbar.

Tosun hält einen gelungenen Vortrag, der nach kurzer Zeit sehr interaktiv wird. Aus einem Vortrag wird schnell ein Dialog – angesichts der Mission der Vorlesung ist dies die einzig richtige Weise, diesen Vortrag zu halten. Schließlich weist Tosun auf eine neue Rolle des Verbrauchers hin. Im Gegensatz zu schwierigen internationalen Verhandlungen könne er einen ganz direkten Einfluss auf die Produktion von Konsumgütern und Lebensmitteln nehmen. Die Veranstaltungsreihe „Umwelt und Ökonomie" von Real World Economics findet am 16. Juni mit einer Podiumsdiskussion zum Thema „Umwelt- und ökologische Ökonomik" im Campus Bergheim ihren Abschluss. **(jop)**



Fotos: dom

Heidelberger Forscher erklären die großen, ungelösten Fragen ihres Faches. Teil 4 der Serie

Was ist das Verhältnis von Rationalität und Sozialität?

In der Philosophie ist es schwierig, allgemeinverbindlich von ungelösten Problemen an einer Forschungsgrenze zu sprechen, da diese Disziplin erstens kaum kanonisiert, und zweitens immer auch intensiv mit ihrer Geschichte befasst ist, woraus drittens leicht der Eindruck entsteht, dass sie seit Anbeginn ohne Fortschritt um dieselben Probleme kreist.



Foto: Wikimedia commons/ Ribax

Oliver Schlaudt ist Privatdozent am Philosophischen Seminar (Bild)

Die Wissenschaftsphilosophie prüft dasjenige Wissen auf seine Eigenart und seinen Wert, welches heute gesellschaftlich als beste Form anerkannt ist: die wissenschaftliche Erkenntnis. In den gut einhundert Jahren ihrer Existenz haben sich ihre Vertreter zumeist auf die „Rationalität“ der wissenschaftlichen Erkenntnis konzentriert, und daher die logische Struktur von Theorien und ihr Verhältnis zur Erfahrung geklärt.

Immer wurde aber auch betont, dass die Erkenntnisproduktion der Wissenschaften in einem gesellschaftlichen Raum stattfindet, folglich auch soziologisch untersucht und auf soziale Voraussetzungen und Implikationen befragt werden kann. Das Verhältnis von Rationalität und Sozialität der Wissenschaften ist bis heute nicht geklärt. Zwei Positionen scheinen sich unversöhnlich gegenüber zu stehen: dass objektives Wissen uneigennützig und frei von Interessen sein muss – oder dass es nur durch ein interessenorientiertes Verhältnis zur Natur hervorgebracht werden kann.

Im 20. Jahrhundert sind diese Positionen wiederholt in heftigen Kontroversen aufeinandergeprallt. Aber der Hintergrund unseres Wissens über uns selbst hat sich in den letzten Jahren verändert: Ergebnisse aus der anthropologischen Forschung weisen darauf hin, dass Rationalität ein Resultat des gesellschaftlichen Zusammenlebens und arbeitsteiliger Kooperation ist. Rationalität entspringt der Sozialität.

Damit stellt sich der Wissenschaftsphilosophie erneut die Aufgabe, die gesellschaftliche Realität der Wissenschaften zu durchdenken und die Dichotomie von Rationalität und Sozialität zu überwinden. Es sei der Hinweis erlaubt, dass die interessantesten Impulse dazu heute aus der feministisch orientierten Wissenschaftsforschung kommen, welche für ein lokales und verkörpertes, weniger schematisches Rationalitätsverständnis plädiert.

Wer gehört alles zu einer menschlichen Gesellschaft?

Die Ethnologie, die Wissenschaft von den kulturellen Unterschieden, formuliert Fragen über kulturelle



Guido Sprenger, Leiter des Instituts für Ethnologie

Bedeutungen und soziale Beziehungen. Aber wen, beziehungsweise was, umfasst das Soziale? Die naheliegende Antwort – lebende Exemplare der Spezies Homo Sapiens – ignoriert die spezifischen lokalen Auffassungen, die weltweit auf diese Frage gegeben werden. Auf der einen Seite finden wir Geister oder Götter, mit denen die Menschen in stetem Dialog stehen, auf der anderen Tiere, Pflanzen und Dinge, ohne die sich die jeweilige Form von Gesellschaft nicht denken lässt. Es hat sich zunehmend als unangemessen erwiesen, Nicht-Menschen lediglich als Fantasien oder passive Ressourcen und Werkzeuge anzusehen. Das hieße nämlich, die Kommunikationsakte zu ignorieren, die unentwegt zwischen Menschen und Nicht-Menschen stattfinden, denn vielerorts gelten Menschen nicht als die einzigen Wesen, die zur Kommunikation fähig sind. Die daraus sich ergebenden Fragen ragen auf der einen Seite ins Philosophische: Was ist eine Person, wenn sie kein Mensch ist? Was bedeutet und bewirkt Kommunikation? Und auf der anderen ins Globale: Es sind durchaus nicht nur kleine, nicht-moderne Gesellschaften, in denen mit Nicht-Menschen kommuniziert wird. Mit den Wolkenkratzern wachsen die Ahnenaltäre und die verwunschenen Orte. Computerprogramme werden zu Freunden, Maschinen zu alltäglichen Helfern und Tiere erhalten Personenrechte. Für die Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt, Kultur und Natur ist ein Verständnis dieser Praktiken von weitreichender Bedeutung. In Forschungsgebieten, die von der Rückkehr der Religionen, der Kulturökologie und dem Animismus bis zu Multispecies Ethnography, Kunstethnologie und Science Studies reichen, spielt die Frage, wie Nicht-Menschen in das Soziale eingebunden werden, eine zentrale Rolle.

Ist Musik für immer verklungen, weil sie nicht dokumentiert wurde?

Bach und Mozart, Beethoven und Brahms – mit Literatur über die großen Meister der Musikgeschichte lassen sich ganze Bibliotheken füllen. Deutlich weniger wissen wir über die anderen Komponisten in ihrem Umfeld, obwohl die Kenntnis ihrer Musik doch auch so viel über die jeweiligen Standards aussagen würde und, ganz nebenbei, manches zusätzliche Meisterwerk zutage fördern würde. Was Mozarts Kunst wirklich auszeichnete, erfahren wir nur, wenn wir die Musik seiner deutlich erfolgreicheren, heute aber weniger bekannten Zeitgenossen, all der Paisiellos und Cimarosas, der Voglers und Kraussens genauer anschauen.

Fast gar nichts aber wissen wir bisher über den riesigen musikalischen Eisberg, als dessen Spitze die am Schreibtisch komponierte und in Noten aufgeschriebene Musik aus dem Meer der musikalischen Aktivitäten eines ganzen Kontinents im Laufe seiner Geschichte herauslugt. Wir meinen, nur diese sei relevant – dabei macht sie gegenüber der schriftlosen Musik der Vergangenheit, den Wiegenliedern und Militärmärschen, den Tänzen und virtuosen Zirkuskunststückchen auf den Marktplätzen, nur einen Bruchteil aus.

Ist die andere aber für immer verklungen, nur weil sie nicht dokumentiert wurde? Es gibt Spuren in der schriftlichen Überlieferung, die Rückschlüsse erlauben. Ihnen nachzugehen könnte eine Aufgabe für die Zukunft sein.



Fotos: privat

Silke Leopold, Professorin für Musikwissenschaft

Die Geschichte der musikalischen Improvisation kann uns helfen, der schriftlosen Musik auf die Spur zu kommen. Aber wie die Musik vergangener Zeiten geklungen und welche Wirkung sie auf die Zuhörer ausgeübt haben mag, gehört auch nach der intensiven Beschäftigung mit der historischen Aufführungspraxis zu den ungelösten Fragen. **(kgr, hnb, jkl)**

ANZEIGE



ANZEIGE



Sprechen über den Tod

... mit Christiane Rabe, ehrenamtliche Mitarbeiterin im Heidelberger Hospiz Louise

Wie muss man sich Ihre Arbeit im Hospiz vorstellen?

Sie hat viel mit Zuhören, Austausch und Interesse zu tun. Oft geht es darum, kleine Wünsche zu erfüllen; und sei es auch nur, jemandem mit einer Schale Erdbeeren eine riesige Freude zu bereiten. Der Kern der Sache ist aber, dass ich mir Zeit nehme für die Gäste und für sie da bin. Dabei ist sehr viel Achtsamkeit gefragt; manchmal spürt man auch, dass sie gar nicht sprechen möchten, sondern lieber in Ruhe genießen, dass jemand bei ihnen ist.

Wieso sprechen Sie von „Gästen“?

Die Menschen, die zu uns kommen, wohnen bei uns in den letzten Tagen ihres Lebens als selbstbestimmte Personen. Sie sind sozusagen auf der Durchreise und das Wort „Gast“ impliziert, dass sie willkommen sind, dass sie angenommen werden, wie sie sind, und dass wir individuell auf ihre Wünsche eingehen.



Foto: privat

Was nehmen Sie aus dem Hospiz mit in Ihr eigenes Leben?

Die Arbeit im Hospiz ist sehr bereichernd. Zum einen wird dadurch einiges relativiert; vieles von dem, was mich früher gestört hätte, verliert an Bedeutung. Und zum anderen macht sie bewusst, dass das Leben auch schnell zu Ende sein kann und dass es somit umso wichtiger ist, den Moment zu genießen.

Der Tod ist eine ernste Angelegenheit. Wird trotzdem viel gelacht?

Absolut. Ich werde nie vergessen, wie einmal ein Gast von Verwandten aus seiner Heimat besucht wurde. Das ganze Dorf hatte dort für ihn gebacken und die Verwandten kamen in einem Auto, bis unters Dach beladen mit Essen. Eine riesige Tafel wurde im Zimmer aufgebaut und zusammen ein Fest gefeiert. Es war ein Lachen und ein Weinen, so lebendig! Sehr besonders war das. Aber solche Momente gibt es auch im kleinen Maße ganz viel.

Wieso ist die Beschäftigung mit dem Tod lebensnotwendig?

Das Sicherste im Leben ist der Tod. Und dieses Wissen um den eigenen Tod kann das Leben intensiver gestalten lassen. Ich persönlich habe keine Angst vor dem Tod und so ist es eine Beruhigung für mich, denn wenn der Tod das Schlimmste ist, was mir passieren kann und ich davor keine Angst habe, was soll mir dann schon im Leben passieren?

Arbeiten auch Studenten im Hospiz?

Als ich die Ausbildung zur Hospizbegleiterin machte, war in meiner Gruppe eine Studentin. Bei uns im Hopiz Louise sind bisher leider keine Studenten unter den Ehrenamtlichen, aber grundsätzlich kann ich jedem, der sich für diese Arbeit interessiert, nur empfehlen, die Ausbildung zu machen! **(ams)**

In den Mühlen des Gebets

Noch bis November stellt das Völkerkundemuseum aus, wie Menschen knien, tanzen und meditieren: die Welt des Gebets

Das Gebet: für die einen die höchste Form spiritueller Kommunikation, für andere das Indiz, das religiöse Menschen endgültig als das entlarvt, was sie wirklich sind: geisteskranke Spinner. Das Völkerkundemuseum exponiert nun den spirituellen Wahnsinn als globales Phänomen, als anthropologische Konstante, und schaut dabei besonders gründlich in eine geographische Ferne, die zuweilen aufregend fremdartig anmutet, sich exotischer Formsprache bedient und ein wenig daran zweifeln lässt, dass der Fluss, den man hinter den meterhohen Fenstern erspäht, tatsächlich der Neckar ist. Das alles könnte ganz hübsch sein, wenn da nicht ein gewisses Unbehagen wäre, das ganz provokant die Frage anbringt: Wer oder was wird hier eigentlich ausgestellt, oder gar inszeniert? Begafft der kulturdurstige Altstadttourist womöglich nur das, was er als das große Fremde in einem sehnenden Konzept von Ferne und Exotik zu finden erhofft? Ist aus Völkerkunde Völkerschau geworden?



Foto: Völkerkundemuseum

Eine Gebetsmühle aus Nepal an der Heidelberger Hauptstraße: Fernost trifft Barock

Um 1710 erbaut, mutet jede knarzende und doch hochglanzpolierte Bodendiele des Palais Weimar wie barocke Herrschaftlichkeit an: Es wirkt fast deplatziert, wenn mitten in dieses deutsche 18. Jahrhundert eine Gebetsmühle aus dem Nepal des 19. Jahrhunderts platziert wird, eine kunstvoll gefertigte Tanpura, ein indisches Zupfinstrument, neben dem Flügel mit Neckarblick aufgestellt ist. Und doch haben hier, im Weimar von einst, alle Weltreligionen und noch mehr kleinere Platz gefunden. In fast harmonischem Nebeneinander. Die Ausstellung führt ihre Besucher von den drei abrahamitischen Religionen über den Janinismus, den Buddhismus mit seinen Spielarten des Amitabha und Theravada bis hin zum Hinduismus, von den elaborierten antiphonalen Gebeten Augustins über Löwenäxte aus Aprikosen- und Maulbeerholz von sufistischen Derwischen bis hin zu thailändischen Geisterhäuschen.

Dabei lernt der Besucher: Religion ist selten genau kongruent mit nationalen Grenzen, muslimische Gebetsperlenketten bestehen aus 33 oder 99 Elementen, christliche aus 69 und buddhistische aus 108. Die meisten Religionen verehren ihren Gott im Gebet, treten in Dialog mit der Transzendenz, bitten, klagen und versenken sich entweder in stille Kontemplation oder in besinnungslose Ekstase. Gebet hat viele Formen, einige Konstanten und viel sehr hübsches Beiwerk. Ein Museum, das sich der Kunde der Völker verschrieben hat, muss sensibel mit all den Exotismen umgehen, die es sich in die gläsernen Vitrinen stellt. Schmal ist der Grad zwischen interkultureller Bildung und einer pervertiert verzerrten Darstellung eben dieses Fremden als rein exotisches Exponat.

Die klassische Völkerschau gibt es eigentlich seit den frühen 1930er Jahren nicht mehr. Der Zoodirektor Carl Hagenbeck inszenierte die „authentischen“ Rekonstruktionen afrikanischer Dörfer aus Lehmhütten zeit seines Lebens. Ein respektvoller, ebenbürtiger Dialog hat zweifelsohne und mit Nachdruck andere Voraussetzungen. Die sollten sich davon fernhalten, einen Dialogpartner auf handwerklich produzierte Flechtkörbe und Wüstenphantastereien zu reduzieren.

Das Völkerkundemuseum stellt Dinge aus, die von anderen Ländern und Praktiken berichten. Sie tun das ohne Lehm, aber unterstützt durch informative und gut recherchierte Begleittafeln, die zu lesen es sich sehr lohnt. Fremd ist dabei nicht nur die ästhetische Sprache ferner Länder, sondern vor allem fremd geworden ist die Praxis des Gebets als solche. So ist der kitschige Herrgottswinkel aus Oberösterreich ebenso entrückt wie der tanzende Derwisch, der meditierende Mönch oder der betende Samurai. Es geht hier nicht um die Schau der Völker, erst recht nicht um den Teil davon, der als barbusig, archaisch und primitiv ausgedacht wird, sondern um die Praxis des Gebets. Wieso sie alle beten, das muss nicht jedem einleuchten, dass sie es aber zu allen Zeiten und in den unterschiedlichsten Weltwinkeln tun, ihre Stimme von Zeit zu Zeit an etwas, an jemanden richten, der für Unbeteiligte nicht auszumachen ist, sagt doch Einiges über den Menschen. **(hmi)**

Denkfaul

Studierende sind dumm und untätig, heißt es. Stimmt das?

Pro

Ich will gar nicht mit den armen Kindern in Afrika kommen, aber uns deutschen Studierenden geht es wirklich gut. Im Gegensatz zu den meisten anderen westlichen Ländern studieren wir quasi gratis. Zusätzlich gibt es Förderungen und Erasmusplätze en masse. Die meisten von uns leben vorwiegend von Mamas und Papas Geld. Der Durchschnittsstudent hat eine 35-Stundenwoche – Tendenz sinkend. Und alle sind ach so gestresst. Sind viele ja wirklich, und zwar von Lebenslaufoptimierung, vom Credit-Points-Sammeln und von Praktikumsplätze-Jagen. Und doch sind wir faul. Denkfaul. Würden uns nur zu gerne durchs Studium tragen lassen, das für viele zum lästigen Durchgangszimmer zum Eckbüro geworden ist. Wir wollen Lernstoff vorgekaut bekommen und beschweren uns lauthals, wenn wir dann doch noch einen etwas größeren Brocken im Einheitsbrei finden. In Seminaren und Vorlesungen schalten gefühlte 80 Prozent auf Stand-by. Wehe den Dozenten, die Leute mal einfach so drannehmen und dann auch noch – Gott bewahre – deren Meinung hören wollen. Wir engagieren uns, aber oft nur weil sich das gut im Lebenslauf macht. Was an der Uni geschieht und wie man die Strukturen und Prozesse, die uns allen so auf die Nerven gehen, verändern könnte, ist uns egal. Die katastrophalen 12,5 Prozent Beteiligung bei der letzten StuRa-Wahl zeigen das nur allzu deutlich. Wir sind die Generation Y, die Generation Praktikum, die Generation ohne Ideale. So drückt man uns Stempel auf, manchmal auch anerkennend, dass wir zu heterogen für ein einziges Label sind. Vor allem aber laufen wir Gefahr, die Generation zu werden, die das Denken verlernte. Die Meinungen wie Wechselrahmenbilder tauscht und sich primär anpasst. Unauffällig, verbindlich und charakterlos. Vielleicht ist das auch keine Faulheit, sondern Starre. Eine Art Lebensstarre ob der Überforderung, der Reizüberflutung, der Möglichkeitslast. Außer uns selbst holt uns da keiner raus. Also regen, bewegen, empören wir uns, bevor es zu spät ist. **(dmh)**



Foto: Helena Stock

Contra

Dass an den Hochschulen zunehmend über die lasche Haltung der Studenten gegenüber ihrem Studium lamentiert wird, ist eine Tatsache und kann nicht abgestritten werden. Kritisch ist aber, dieses Phänomen mit Faulheit und Dummheit zu begründen. Ein Blick ins lateinische Wörterbuch verrät, dass das Wort „studium“ mehrere Bedeutungen hat: Eifer, Interesse, Beschäftigung und Leidenschaft. Eine wunderbare Charakterisierung des Studiums, geht es doch darum, mit Eifer seinen Interessen zu folgen und sich mit Leidenschaft in das Fach zu vertiefen. Leider ist heute innerhalb weniger Semester ein großes Pensum an Lernstoff zu bewältigen und die Schnelllebigkeit des Bachelor-Systems macht es schwierig, sich in Ruhe mit einem Thema auseinanderzusetzen. Wenn aus zeitlichen Gründen, da auch noch zwei Referate bevorstehen, ein vorzubereitender Text nur überflogen, statt gründlich gelesen werden konnte, wirkt man natürlich bei der Diskussion im Seminar schnell inkompetent. Hinzu kommt, dass viele – mit Blick auf den zukünftigen Arbeitsmarkt – den Anspruch haben, gute Noten zu schreiben, was zusätzlich zu Stress führt. Schlampig geschriebene Hausarbeiten und schlechte Klausuren sind also nicht das Produkt fauler und dummer Studenten, sondern das Ergebnis eines Systems, das seine Studenten unter Druck setzt oder sie dazu veranlasst, sich unter Druck zu setzen. Es ist nicht fair, denen, für die die Bibliotheken bis Mitternacht geöffnet haben, vorzuwerfen, sie seien faul. Im Gegenteil. In unserer Leistungsgesellschaft wird das Faulsein mehr und mehr zur Anstrengung. Tut man einmal nichts, hält einem das schlechte Gewissen unmissverständlich vor Augen, was man in der gleichen Zeit eigentlich an Produktivem leisten könnte. Dabei braucht der Mensch Muße, um sich intensiv mit dem auseinanderzusetzen, was ihn interessiert. Entspannung ist dafür sehr wichtig. Pausen sind ebenso notwendig wie Arbeitsphasen. Also liebe Studenten, traut euch, auch einmal die Beine hochzulegen und faul zu sein! **(ams)**

Jenseits der Tagespolitik

Das [ak.T]-heater bringt mit „Die Grünen Schuhe“ Geschichten über und mit Flüchtlingen aus Heidelberg auf die Bühne

Ein heller Probenraum. Hinter einem Mikrofon ein brauner Lockenkopf, auf einem Stuhl am vorderen Rand des Parketts ein schwarzer Kopf mit Baseballkappe.

„Es gibt Reisen, die verändern den Reisenden“, sagt der Brünette laut und bedächtig. Sein Gegenüber antwortet ebenfalls mit kräftiger Stimme. Ein Gespräch kommt in Gang und gewinnt allmählich an Tempo. Dass der zweite der Männer dabei Wolof spricht, eine westafrikanischen Sprache, stört den Dialog wundersamer Weise nicht. Geprobt wird die erste Szene des Theaterstücks „Die grünen Schuhe“, welches die freischaffende Künstlergruppe [ak.T]-heater bald auf die Bühne bringen wird.

Geflohene Menschen begegnen einem meist als Zahlen in Nachrichtenberichten, als Problem, das es in der Politik zu bewältigen gilt und ja, auch manchmal auf der Straße. Hier werden sie ausnahmsweise zu Protagonisten. Im Theater sollen die menschlichen Aspekte des Fliehens im Vordergrund stehen – und auf der Bühne Geflohene sowohl als Charaktere als auch als Künstler.

Einige der Flüchtlinge, die sich an der Produktion beteiligen, sind erst vor wenigen Monaten in Heidelberg angekommen. Kennengelernt haben die Künstler diese in den Patton Barracks, in denen ca. 160 alleinstehende, männliche Flüchtlinge wohnen. Nachdem Plakate keine Reaktionen hervorriefen, besuchte das Team die Unterkunft erneut. Diesmal spielten sie auf den Fluren Musik und lasen Texte vor. Da kamen Schaulustige heran, Interessierte besuchten die Proben und schließlich waren zehn Musiker und Schauspieler fest in die Produktion eingebunden. Hubert Habig, künstlerischer Leiter der Produktion, schwärmt von deren Können: „Wir haben einen Pianisten dabei, der hat ein Repertoire von Beethoven bis John Cage. Und einen Trommler, der kann Dinge, an denen beißen sich deutsche Koryphäen die Zähne aus.“ Die Kommunikation in den Proben verläuft auf Englisch und sei daher ebenfalls unproblematisch. War er überrascht, dass die Kooperation so gut funktioniert? Nur bedingt. „Die Leute, die hier ankommen, sind keine Hänger! Die wollen etwas schaffen.“



Während der Proben: Lamin Bah, Svetlana Wall und Edgar Diehl

Foto: dhe

Lamin Bah* wollte eigentlich gar nicht nach Europa. Er ist 25 Jahre alt und Metallbauer. Vor vier Jahren brach er aus Gambia, seiner Heimat, auf, um in einem anderen Land eine Arbeit und eine Zukunft zu finden. Nach einigen Jobs im Senegal, im Niger und einer LKW-Fahrt durch die Wüste, gelangte er nach Libyen. Als er von dem Weg seiner letzten Jahre erzählt, klingen aus seinem Mund selbst die Namen der Städte fremd, die man aus den Nachrichten kennt. In Libyen fand Lamin Arbeit, wurde gut bezahlt, konnte Geld zu seiner Mutter schicken. Eigentlich wäre er gern dort geblieben, aber der Beginn des Bürgerkriegs machte ihm das unmöglich. Also ein erneuter Aufbruch: Er sparte sein Gehalt und bezahlte einen Schlepper. Ein Boot über das Mittelmeer, schließlich ein Zug nach Deutschland. Das ist mehr als nur ein weiter Weg. „Ich wusste nicht, was mich erwartete. Auf der Fahrt durch die Wüste habe ich gesehen, wie meine Mitreisenden starben“, offenbart Lamin. Und: „Wenn ich mit Freunden spreche, sage ich ihnen, dass sie nicht versuchen sollen, nach Europa zu kommen.“ Auf der Bühne wird er nicht seine eigene Geschichte spielen. Zu Beginn gefiel ihm das nicht: Er wollte nicht, dass das Publikum denkt, er hätte wirklich im Gefängnis gesessen. Daher übt er nun, sich nach Fall des Vorhangs noch einmal in echt vorzustellen. Material für das Stück boten Biographien vom Aufbrechen, Verlieren und Finden, die sich mit viel Kraft dagegen wehren, in dieselbe Schublade gesteckt zu werden. Der Handlungsstrang windet sich durch die verschiedensten Orte und Zeiten. Iphigenie auf Tauris steigt von einem Stuhl und wird zu einer Marokkanerin; den Titel lieferten ein Paar grüne Lackschuhe, die nach dem zweiten Weltkrieg ein Schulmädchen im Sudetenland zurücklassen musste. „Gibt es ein unsichtbares Band, das die Geschichten verbindet und vielleicht zusammenhalten kann?“, fragt [ak.T]-heater auf ihrer Internetseite.

Entscheidend wird für das Team vor allem, was während des Spielens entsteht, an vorgefertigte Konzepte glauben sie nicht. Als Regisseur könne man sich nicht überlegen, was man vermitteln möchte und die Schauspieler dann „nur noch handwerklich umsetzen lassen“, sagt Habig. „Das funktioniert nicht – nicht bei Themen, die wirklich spannend sind.“

Die Premiere wird am 24. Juni im Rahmen des Festivals „Sommer-Theater in der HebelHalle“ stattfinden, welches die Gruppe organisiert. **(hnb, dhe)**

*Name von der Redaktion geändert

Genie und Wahnsinn

Intimer Dokumentarfilm erzählt Kurt Cobains Leben

Teenager, die sich unverstanden, anders und allein fühlen, haben seit rund 20 Jahren einen offiziellen Soundtrack: Die Alben von Nirvana. Wie es dazu kam, versteht man durch die filmische Biografie des Frontmanns Kurt Cobain, die derzeit im Karlstorkino zu sehen ist. „Kurt Cobain – Montage of Heck“ erzählt das Leben des Sängers vom Kennenlernen seiner Eltern bis zu seinem Selbstmord 1994. Die Dokumentation ist eine Art Collage, denn die einzelnen Szenen reihen sich unkommentiert aneinander. Zu sehen sind Interviews mit Cobains Verwandten und Freunden, animierte Tagebucheinträge und Zeichnungen sowie private Super-8-Aufnahmen. Die Dokumentation wurde unter anderem von Cobains Tochter produziert, die noch nicht einmal zwei Jahre alt war, als ihr Vater sich das Leben nahm. Der Film gewährt Einblick in die schier endlose Kreativität, aber auch in das Leid und die Unzufriedenheit des Musikers. Nachdem er zunächst eine glückliche Kindheit erlebt hatte, war die Scheidung seiner Eltern ein extremer Verlust für ihn. Seither sehnte er sich nach der klassischen, heilen Familie. In sein Tagebuch schreibt er später: „Ich liebe meine Eltern, dennoch lehne ich alles ab, wofür sie stehen.“

Er beginnt zu rebellieren, beendet ohne Abschluss die Schule und ist überzeugt, es als Musiker zu schaffen. In der Musik findet er ein Ventil, und erhält schnell die Anerkennung, die er sich wünscht. Gleichzeitig fühlt er sich angreifbar und hat selbst auf dem Höhepunkt seiner Karriere Angst vor Zurückweisung. Ähnlich paradox verhält es sich mit seiner Drogensucht: Er leidet unter seiner Abhängigkeit, braucht dieses Leid aber auch, um daraus Kreativität zu schöpfen.

Auch das Zusammenleben zwischen ihm und seiner Frau Courtney Love wird gezeigt. Dabei wird schnell klar, dass Cobain mit ihr die Familie gründen wollte, die er glaubte, als Kind verloren zu haben. Zu diesem Zeitpunkt war Nirvana bereits weltweit erfolgreich und es fiel ihm schwer, die große mediale Aufmerksamkeit an ihm und seiner Familie zu ertragen. Als Zuschauer wünscht man sich ein Happy End für Kurt, Courtney und ihre kleine Tochter, obwohl man das Ende ja bereits kennt: Wie viele große Künstler vor und nach ihm wird Kurt Cobain nicht älter als 27 Jahre. Er erschießt sich in seinem Haus in Seattle.

Der Film ist sicherlich kein Popcorn-Kino, da man einen intimen Einblick in die verstörende Wahrnehmung Cobains erhält. Man nimmt teil an seinem Leid und ist zwischenzeitlich auch überfordert von all den Widersprüchen, die sich in seiner Person vereinen. Dennoch ist es ein lohnenswerter Kinobesuch, denn die Dokumentation zeigt realistisch, welchen Preis Cobain für seine Kreativität und sein Talent gezahlt hat. **(jtf)**

ANZEIGE



Bands von Nebenan (I)

Cineastisch, verträumt, aufgebohrt

„The Ikarus Effect“ versucht den Sprung von Mannheim auf die großen Bühnen

Rockig, laut, gitarrenlastig: In einem Gewerbegebiet zwischen Mannheim und Heidelberg geben „The Ikarus Effect“ mir eine Kostprobe ihrer Songs für das neue Album. Auch wenn Sängerin Megan heute wegen einer Halsentzündung auf dem Sofa sitzen muss und die Lautstärke aus Rücksicht auf meine Trommelfelle gedrückt wird, merkt man deutlich, dass die Band ihre erste Garagen-Phase schon hinter sich hat.

Bassist Felix und Drummer Fabian haben schon mit 14 gemeinsam in der ersten Punkband gespielt. Fabian studiert Geschichte in Heidelberg und Felix lernt gerade für seine Masterprüfung in Chemie. „Mir würde es auch reichen, nur die Band zu machen“, lacht er. Denn „The Ikarus Effect“ haben große Pläne. Im Herbst wollen sie ins Studio gehen, um ein Album aufzunehmen. Finanzieren werden sie sich ab nächster Woche über Crowdfunding. Aber auch die Songs müssen erstmal geschrieben sein. Gitarrist Christoph liefert die Grundideen, manchmal auch fertige Songs. „Die Lieder sollen nicht austauschbar sein, sondern eine Geschichte beinhalten“, beschreibt er seinen Anspruch. Cineastisch, verträumt, aufgebohrt will die Band sein. „Die Musik geht aber immer auf die Mütze“, betont Christoph. Das Genre auf ihrer Facebookseite ändert die Band jede Woche. Sie wollen sich nicht in eine Schublade stecken lassen.



Jan, Megan, Fabian, Felix und Christoph sind „The Ikarus Effect“

Foto: dom

Seit 2011 spielt „The Ikarus Effect“ gemeinsam. Aufgetreten sind sie bisher unter anderem in der Substage in Karlsruhe, im Capitol sowie in der Alten Feuerwache in Mannheim. Dort sorgte allerdings ein spontaner Mannheimabstecher der Beatsteaks dafür, dass „The Ikarus Effect“ hinter die Sommerpause geschoben wurde. Dennoch fällt auf, dass die Band auf vergleichsweise großen Bühnen spielt. „In einer Schnitzelkneipe funktioniert unsere Musik einfach nicht. Außer, wir spielen unplugged“, meint Christoph und fügt nach kurzem Überlegen hinzu: „Machen wir aber nicht.“

Für die Band muss jeder seine Opfer bringen. Ein oder zwei Abende pro Woche nehmen sich die fünf Zeit. Dabei gibt es auch mal schwierige Phasen, zum Beispiel, als Felix ein halbes Jahr in Frankreich war. „Da waren wir eine Fern-Band“, erzählt Jan, „das war ätzend.“

Die Illusion vom großen Durchbruch gehe irgendwann vorbei, da sind sich die Bandmitglieder einig. „Das Sahnehäubchen ist sowieso, wenn die Leute uns gut finden“, meint Felix. „Wenn nur einer nach dem Auftritt zu uns kommt und meint: Das war ein super Konzert!, dann war der Abend schon ein Erfolg.“

Andererseits nehmen „The Ikarus Effekt“ die Band sehr ernst, spätestens, seit Megan im letzten Jahr als neue Sängerin dazukam. „Wir jammen kaum noch, sondern wir arbeiten jetzt seriös“, erklärt Felix und deutet auf eine Stellwand mit vielen Exceltabellen. Schließlich wollen sie mit der neuen Platte endlich auch überregional Fuß fassen. Berlin muss es nicht gleich sein, aber Stuttgart oder Frankfurt stehen auf dem Jahresplan. Denn die Hauptstadt sei zwar zu groß, aber Mannheim auf Dauer doch zu klein. Und Heidelberg? „Heidelberg ist tot“, findet Christoph, „und außerdem viel zu elektrolastig.“

Für die Zukunft soll der Bandname Programm sein. Oder, wie Christoph es formuliert: „Am wichtigsten ist, sich große Schwingen anzuhängen und so nah wie möglich an die Sonne heranzufliegen.“ **(jas)**

Eine Uni empört sich

Mit Protesten und Besetzungen stellen Studierende und ProfessorInnen in den Niederlanden die Hochschullandschaft auf den Kopf

Von Lena Volmer
Aus Amsterdam, Niederlande

Es waren die größten Proteste seit Jahren: Mit Besetzungen und Demos haben Studierende und ProfessorInnen in Amsterdam die niederländische Hochschullandschaft wachgerüttelt. Sie richten sich gegen den autoritären, markt-orientierten Managementstil der Uni Amsterdam, Immobilienspekulationen mit Unigeldern sowie die Ökonomisierung der akademischen Lehre. Das Bündnis zwischen Studierenden und ProfessorInnen hat weltweit Aufmerksamkeit erregt – und es brodelt weiter.

Im November 2014 erscheinen die ersten Anzeichen der Bewegung. Unter dem Namen „Humanities, Rally!“ protestieren Studierende gegen den Zukunftsplan der Uni, den der Vorstand hinter geschlossenen Türen entschieden hat. Knapp 30 humanistische Studiengänge sollen in einem Studium Generale kombiniert werden – hunderte Stellenstreichungen inklusive. Hinzu kommen Erhöhungen der Studiengebühren, während die Regierung ihre finanzielle Studienunterstützung in Kredite umwandelt. Hintergrund der Sparmaßnahmen sind teils finanzielle Verluste durch sinkende Einschreibungszahlen. Viel problematischer sind aber die Schulden, die die Uni durch Misswirtschaft und risikoreiche Immobilienspekulationen angehäuft hat. Diese sind seit Reformen in den 1990er Jahren Teil des undurchsichtigen Unifinanzplanes, der zuvor demokratische Prozesse ersetzt hat.



Foto: Ann Marie Wilson

Mit Pyrotechnik, aber immer friedlich protestierten die Studierenden in den Niederlanden

Im Februar entschließt sich der harte Kern der Bewegung nach einer Demo zur Besetzung des „Bungenhuis“. Ein symbolträchtiger Zug, da das humanistische Gebäude als Teil des Immobilienplans der Uni in einen Luxus Spa umgewandelt werden soll. Sie nennen sich DNU – „die neue Universität“. Auch wenn diese zentrale Themen anspricht, scheint der Rest der Uni zunächst nicht überzeugt. Dies ändert sich jedoch schlagartig, als der Univorstand 100 000 Euro Strafgeld pro Person pro Tag Besetzung einfordert. ProfessorInnen reagieren empört. In einer Petition schreiben sie: „Unibesetzungen sind Teil des altehrwürdigen, studentischen Protestrepertoires. Es mag verständlich sein, die Studierenden juristisch aus dem Gebäude zu drängen, aber diese Kriminalisierung und finanzielle Drohung ist unverhältnismäßig und ungerechtfertigt.“ 7000 unterschreiben den Aufruf, darunter Persönlichkeiten wie Noam Chomsky. Als das Gebäude nach elf Tagen geräumt wird, kommt es zu einer Solidaritätsdemonstration. ProfessorInnen und Studierende aus dem ganzen Land nehmen teil. Ein klares Signal: Die Besetzung ist keineswegs der Akt einer radikalen Randgruppe. Spontan dringt ein Teil der Demonstrierenden in das Maagdenhuis, das Verwaltungsgebäude der Uni, ein. Die zweite Besetzung beginnt.

> „Das Maagdenhuis war, wie man sich die perfekte Uni vorstellt“

„Das Maagdenhuis war, wie man sich die perfekte Uni vorstellt“, erzählt George Blaustein, Assistenzprofessor für Geschichte und Amerikanische Studien in Amsterdam. „Aus der Besetzung des Maagdenhuis wurde schnell eine ‚Offene Universität‘, mit Vorträgen und Seminaren. In Generalversammlungen wurde die Zukunft der Uni geplant, dazwischen gab es Live-Musik und eine Gemeinschaftsküche. Alle waren willkommen; das Maagdenhuis war ein bewusst inklusiver Raum.“ Zur den „Humanities, Rally!“ und der DNU stoßen nun „ReThink UvA“, eine moderatere Gruppe mit vielen ProfessorInnen sowie die „University of Color“, die sich gegen institutionellen Rassismus und für eine inklusive Uni einsetzt. Am 4. März überreichen sie gemeinsam ihre Forderungen an die Uni. In einer politischen Kehrtwende stimmt der Vorstand diesen eine Woche später zu. Zwei Komitees werden gegründet, die unabhängig die Finanzen der Uni prüfen, sowie verbindliche Pläne für die zukünftige Finanzierung und Demokratisierung vorlegen sollen. Angesichts dieses Sieges stimmen die Gruppen zu, das Maagdenhuis bis zum 13. April zu räumen. Als Abschluss wird für das Wochenende davor ein Wissenschaftsfestival organisiert. Alles scheint geregelt.

Samstag, 11. April. Mit Schlagstöcken und Pferden taucht am Morgen des Festivals die Polizei zur Zwangsräumung des Maagdenhuis auf. Es gibt Verletzte und Festnahmen. „Es war unerklärlich und pervers, und damit meine ich nicht nur die Entscheidung des Vorstandes, die Polizei zu aktivieren, sondern auch die unglaubliche Brutalität, mit der diese schließlich vorgegangen ist“, beschreibt Blaustein die Situation. „Bis heute ist ungeklärt, wie es zum Polizeieinsatz kam. Die Räumung könnte Teil der alten Strategie gewesen sein, den radikalen Teil der Bewegung zu kriminalisieren. Es gab zuvor Spannungen, weil die DNU nicht räumen wollte, aber diese waren eigentlich geklärt. Auch Bedenken um Brandschutz oder Sachbeschädigung erklären den Bruch der Vereinbarung nicht. Die andere Möglichkeit ist Inkompetenz: Der Vorstand der Uni besteht aus mehreren Personen, die teils individuell mit dem Maagdenhuis im Kontakt standen. Da kann es Kommunikationsprobleme geben.“ Dieser Erklärung stimmt auch Jos Schaeken, Rektor des Leiden University Colleges, zu: „Das war pure Dummheit und ist komplett nach hinten losgegangen.“ Als Reaktion auf die nationale Kritik tritt die Vorsitzende des Univorstandes anschließend zurück.

Auch wenn viele zur Aufklärung drängen, gibt es bisher keine Stellungsnahme des Vorstandes zur Räumung. Dafür werden die restlichen Vereinbarungen umgesetzt, man konzentriert sich auf den Blick nach vorn. Somit hat die Bewegung schon vieles erreicht: Der Univorstand wurde neu besetzt, zwei Komitees kümmern sich um die Umsetzung anderer Forderungen. Niederländische Univorstände sind in Habachtstellung und reagieren einsichtsvoll auf Forderungen nach Transparenz und Demokratie, die sich seit den Protesten rasant verbreiten.

International ist das Maagdenhuis Symbol des akademischen Widerstandes. Dokumentarfilmer Ruben Sibon, der die Proteste begleitet, reflektiert: „Wir werden sehen, wohin die Komitees führen. Es gibt weiterhin Demos, Vorträge und kritische Stimmen, die vor rein symbolischen Lösungen warnen. Aber egal was auch passiert: Die Protestierenden haben gezeigt, dass Widerstand möglich ist und konkrete Veränderungen bringen kann – solange Studierende, ProfessorInnen und Unipersonal sich bewusst sind, wie viel Macht sie eigentlich haben.“

Liebe im Straßenverkehr

In Wien sind die Ampelmännchen jetzt Ampelpärchen

In der österreichischen Hauptstadt wurden an fast 50 Fußgängerüberwegen die Ampelmännchen gegen homo- und heterosexuelle Pärchen ausgetauscht. Zu sehen sind nun immer zwei Menschen als Piktogramm, die mit einem kleinen Herz verziert sind. Bei Rot umarmen sich die beiden Figuren, bei Grün halten sie sich an den Händen.

Die unscheinbare Aktion hat ein riesiges Echo ausgelöst, in Wien ist es das Thema Nummer 1, aber auch die *New York Times* und die *Washington Post* haben schon über die neuen Signalgeber berichtet. Die Regierung der Stadt, die sich offenbar durch ihre rot-grüne Zusammensetzung inspirieren ließ, möchte damit die Offenheit der Stadt gegenüber Schwulen, Lesben und anderen sexuellen Orientierungen demonstrieren. Der Zeitpunkt dafür ist nicht zufällig gewählt: Im vergangenen Jahr hat die Transgender-Künstlerin Conchita Wurst den Eurovision Song Contest gewonnen und den Wettbewerb nach Österreich geholt.



Foto: jtf

Diese zwei dürfen auch in Zukunft Hand in Hand gehen

Die Wiener sind mächtig stolz auf ihre barttragende Gewinnerin des Vorjahres und so hat sich das ESC-Fieber nicht nur bei den Ampeln, sondern in der gesamten Stadt gezeigt: Taxis waren statt blassgelb grellbunt, in den U-Bahnhöfen fand man Hinweise auf Liveübertragungen des Finales in verschiedenen Kneipen und in den Grünflächen steckten Schilder, die „12 Punkte für die Parks in Wien“ vergaben. Außerdem fand Mitte Mai wie jedes Jahr der Life Ball in der österreichischen Hauptstadt statt, der mit prominenter Besetzung die Aufmerksamkeit und die Erforschung von HIV fördern möchte. Beim Life Ball gibt es neben dem Fest im Wiener Rathaus eine große öffentliche Party, bei der jeder die prominenten Gäste des Balls sehen kann.

Zunächst sollten die Ampelpärchen nur bis Ende Juni den Fußgängern den Weg weisen. Dass sie jetzt doch erst einmal unbegrenzt bleiben dürfen, ist der Fürsprache vieler Bürger zu verdanken. Eine Facebook-Gruppe, die sich den Pärchen verschrieben hat, zählt über 21 000 Mitglieder. Doch nicht alle sind begeistert. Die rechtspopulistische Partei FPÖ hält die städtischen Ausgaben für die Ampelpärchen von rund 63 000 Euro für verschwendet und erstattete Anzeige, weil sie die Verkehrssicherheit gefährdet sieht.

Die Vizebürgermeisterin Maria Vassilakou hatte bei den Ampeln aber nicht nur das Bekenntnis zur Toleranz im Sinn. Es wird außerdem wissenschaftlich untersucht, ob die neuen Ampelpärchen eher dazu anregen, bei Rot stehenzubleiben.

Viele Städte in Österreich wollen es Wien gleichtun; auch nach Deutschland ist das Phänomen schon übergeschwappt. Zum Christopher Street Day Mitte Juli werden auch in München für ein paar Tage schwule und lesbische Ampelpärchen zu sehen sein. Dort waren es die Politiker der CSU, die gegen die Ampelpärchen stimmten. Lydia Dietrich, eine Vertreterin der „Grünen – rosa Liste“ betonte hingegen die Funktion der Ampelpärchen für die Gleichstellung von Minderheiten. Sie seien für jeden sichtbar und verständlich, die Botschaft auch ohne Worte klar: Im öffentlichen Raum seien alle, unabhängig von ihrer Sexualität, gleichberechtigt. **(jtf)**

ANZEIGE

Angebote des Hochschulteams

16.06. Lehrer im Ausland
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr

23.06. Arbeiten in Deutschland für ausländische Absolventen
Stadt Heidelberg,
Großer Rathaussaal, 16:30 Uhr

26.06. Studium und kein Abschluss
ZSI, Seminarstr. 2 (Carolinum)
Raum 235, 09:30 Uhr s.t.

07.07. (Bald) Fertig mit dem Studium
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Polen am Mittagstisch

Seit mehr als einem Jahrhundert sind sie der mittägliche Zufluchtsort für Polen aus allen Gesellschaftsschichten. Doch die Zukunft der Milchbars ist ungewiss

Von Michael Graupner
Aus Breslau, Polen

Bedächtig schlürft Władysław Bartosiński seine Żurek, eine Sauermehlsuppe, an deren Oberfläche ein hartgekochtes Ei schwimmt. Schick hat er sich gemacht für diesen Mittagsausflug: Er trägt einen dunkelbraunen Cordanzug, darunter ein cremefarbenes Hemd, seine grauen Haare hat er adrett zur Seite gekämmt. Vor drei Jahren ist seine Frau gestorben, seither kommt er jeden Tag um halb zwei in die Breslauer Milchbar „Bar Miś“. „Meine Rente ist so gering, dass ich mir nichts anderes mehr leisten kann“, sagt der 74-jährige Pensionär.

Im Hintergrund herrscht ein reges Treiben: Frauen um die Fünfzig, nur mit hellblauen Kitteln und weißen Sandalen bekleidet, wischen durch den Raum, bereiten Mittagsgerichte zu und knallen sie mit einem lauten „Proszę!“ auf die Theke. Die polnischen Milchbars sind ganz sicherlich kein Hort der Ruhe. An den Tischen herrscht ein ständiges Kommen und Gehen: Hier trifft der Rentner den jungen Studenten, der Arbeitslose den aufstrebenden Banker. Alle essen ihre Suppe, ihre Piroggen oder ihr Schweineschnitzel an einem Tisch, reden über das Wetter, über die Präsidentschaftswahl oder über sonstige alltägliche polnische Befindlichkeiten. Mal wild gestikulierend, mal aber auch sehr schweigsam. Dann starren sie auf die gedeihende Plastikblume in der Mitte des Tischs und sind nach wenigen Minuten schon wieder verschwunden. Ab und zu kommt ein Obdachloser vorbei und fragt nach ein paar Groszy. Zumindest für eine Suppe reicht es so immer.

Władysław Bartosiński schiebt den leeren Suppenteller beiseite und greift zu einem Teller, auf dem sich vier Naleśniki befinden, mit Quark befüllte polnische Pfannkuchen. An seinen ersten Besuch in einer Milchbar kann er sich nicht mehr genau erinnern. „Es muss irgendwann Anfang der 60er Jahre gewesen sein.“ Zu dieser Zeit erlebten die Milchbars ihren Höhepunkt, als mehrere Zehntausende dieser Schnellrestaurants die Volksrepublik durchzogen. Die kommunistische Regierung hoffte, so jedem Arbeiter ein halbwegs kräftigendes Mittagessen zu ermöglichen.



Foto: mgr

Eine typische Milchbar in Breslau: Bis heute haben sie ihren alten Charme behalten

Dabei sind die Milchbars eigentlich kein Produkt des Kommunismus. Das erste Restaurant öffnete 1896 in Warschau. Ein Landwirt verkaufte im Zentrum der Stadt vegetarische Gerichte, die er auf Basis von Milch, Eiern und Mehl zubereitete. Ein Konzept, dass sich bald großer Beliebtheit erfreute und nach der Gründung der Zweiten Polnischen Republik 1918 im ganzen Land übernommen wurde. Von Anfang an hatte die Regierung Einfluss auf die Zusammensetzung der Gerichte und die Preisgestaltung.

Eine flächendeckende Verbreitung erreichten sie aber erst nach 1944. In den Anfangsjahren der Volksrepublik Polen war die Versorgungslage derart prekär, dass die Kommunisten die Idee der Milchbars wieder aufgriffen. Sie verstaatlichten alle schon bestehenden und riefen etliche weitere ins Leben. In ihrer Hochphase gab es bis zu 40000, die den Arbeitern die fehlende Kantine ersetzten. So sollte die Bevölkerung möglichst preiswert und vegetarisch ernährt werden. Fleischgerichte gab es genauso wenig wie Desserts – beides war als zu bürgerlich verpönt.

Die Zeitenwende von 1989 hatte dann dramatische Auswirkungen für die kleinen Schnellrestaurants: Mit der wirtschaftlichen Öffnung des Landes brachte die Welle des Kapitalismus die kulinarische Vielfalt der Fast-Food-Läden über den großen Teich. Die Freiheit schmeckte nach fettigen Hamburgern und frittiertem Hähnchenfleisch, während die Milchbars einen schleichenden Niedergang erlebten – im Jahre 2000 blieben nicht einmal mehr 150 von ihnen übrig.

Doch in den letzten Jahren erlebten sie ein leises Comeback. Viele Polen entdecken ihre alte Liebe wieder und stören sich wenig daran, dass den Milchbars das Stigma des „Ostalgie-Symbols“ anhaftet. Geändert hat sich nicht viel: Sie sind gewohnt spartanisch eingerichtet, die Bedienungen chronisch übelgelaunt und die Gerichte fast so günstig wie zu kommunistischen Zeiten. Allein Fleischgerichte finden sich nun ebenfalls auf der Karte.

In der schlesischen Hauptstadt Breslau ist die „Bar Miś“ („Miś“ bedeutet so viel wie „Teddybär“) ohne Zweifel die beliebteste. Auch für Aneta Szufarska, Jura-Studentin an der Universität Breslau. „Klar, die Preise sind unschlagbar, aber es ist vor allem die Qualität des Essens, die die Milchbars so besonders macht“, freut sie sich und beißt in die mit Erdbeermarmelade gefüllten süßen Piroggen. Die meisten Gerichte seien frisch zubereitet und bräuchten den Vergleich mit richtigen Restaurants nicht zu scheuen. Mindestens einmal die Woche kommt sie mit ihren Freunden hier her und tauscht sich mit ihnen über den Unialltag aus. In den letzten Wochen wurde allerdings die unsichere Zukunft der Milchbars selbst zum Gesprächsthema.

Ihre heutige Existenz verdanken die polnischen Milchbars einer großen finanziellen Unterstützung des Staats. Umgerechnet fünf Millionen Euro sind es jedes Jahr, mit denen er vegetarische Gerichte in den Bars bezuschusst. Nur so können sie beispielsweise die Piroggen für gut 50 Cent anbieten. Fleischgerichte sind von der Subvention ausgenommen und daher deutlich teurer. Dazu halten viele Städte und Gemeinden die Mieten gering. Im Dezember hat das polnische Finanzministerium aber bekanntgegeben, dass die Milchbars die staatlichen Zuwendungen weiterhin nur erhalten werden, wenn sie eine vom Ministerium herausgegebene Liste mit Zutaten befolgen. Auf dieser fehlen jedoch Gewürze, zudem dürfen sie nur eine bestimmte Sorte Pfeffer verwenden. Als die neuen Regelungen zum Jahreswechsel in Kraft traten, war das öffentliche Interesse noch gering. Jetzt, wo das ganze Ausmaß ein halbes Jahr später deutlich wird, regt sich Protest in Polen.

Sie habe noch nie von dieser Sorte Pfeffer gehört, gesteht Dorota Cisowska, Inhaberin der Bar Miś: „Es ist nahezu unmöglich, diesen Pfeffer hier in Breslau zu bekommen.“ Daher muss sie seit Januar auf die staatliche Unterstützung verzichten und hat die Preise so um bis zu 40 bis 50 Prozent erhöht. Ob das aber reichen wird, kann sie noch nicht abschätzen. Aneta Szufarska kann die Entscheidung der Regierung nicht nachvollziehen und fürchtet gar, dass viele der Milchbars bald schließen müssen: „Die meisten befinden sich in zentraler Innenstadtlage und blockieren so den Platz für schicke Geschäfte oder teure Restaurants.“ Dagegen hat sich in den letzten Wochen hauptsächlich digitaler Widerstand gebildet. So gibt es seit März eine Onlinepetition mit dem Titel „Wir retten die Milchbars“, auch Aneta hat sie mitunterzeichnet: „Die Milchbars sind ein Teil der polnischen Kultur und müssen unbedingt erhalten werden“. Dazu haben sich mehrere Facebookgruppen gegründet, in polnischen Städten gab es kleine Protestkundgebungen, die Medien berichten regelmäßig darüber und auch in der Politik entdecken die Oppositionsparteien die Milchbars langsam für sich. Womöglich könnten sie gar zu einem der Themen des anstehenden Wahlkampf werden, im Herbst wählen die Polen ein neues Parlament.

So ist dieses ganz besondere Refugium des polnischen Alltags also bedroht. Władysław Bartosiński aber winkt ab: Die Regierung könne es sich gar nicht erlauben, die Milchbars abzuschaffen, die Folge wären Millionen bettelnder Rentner, behauptet er scherzhaft, während er das letzte Stück Pfannkuchen verschlingt.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e. V.
V.i.S.d.P.: Janina Schuhmacher
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310-0
E-Mail: post@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD
Redaktion: Greta Aigner (aig), Anna Maria Stock (ams), Christina Deinsberger (chd), David Kirchgeßner (djk), Dorina Marlen Heller (dmh), Dominik Waibel (dom), Antonia Felber (fel), Felix Hackenbruch (fha), Frederic Weichel (fwe), Hannah Bley (hnb), Jasper Bischofsberger (jab), Janina Schuhmacher (jas), Jonas Peisker (jop), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Laura Heyer (lau), Michael Abschlag (mab), Malte Krohn (mkr), Margarete Over (mov), Johanna Mitzschke (mit), Monika Witzenberger (mow), Niklas Feil (nik), Tim Sommer (tso)
Freie Mitarbeiter: Annett Giebelhausen (ane), Daniel Chatard (dfc), Deborah Hankings-Evans (dhe), Hanna Miethner (hmi), Jesper Klein (jkl), Johanna Famulok (jtf), Simon Koenigsdorff (sko), Verena Mengen (vem)
Korrespondenten: Michael Graupner, Lena Volmer
Redaktionsschluss für die Ausgabe 157: 5. Juli 2015

Personals

fha: Ein Date! Früher hieß das auf Deutsch noch Rendezvous.
jop: Deswegen mag ich den *ruprecht* so … Scheiß Lügenpresse!
mow: dom kommt in dieser Ausgabe vor! Als Fliegendreck...
kap: Ich war noch nie in den Personals! Ich will da schon immer mal rein.

Überraschung in Warschau

Die geringe Wahlbeteiligung wirft einen Schatten auf die Präsidentschaftswahl in Polen. Nicht alle hoffen auf den politischen Wandel

„Polen setzt auf politischen Wandel“, kommentierte der WDR die Präsidentschaftswahlen im Mai. Nachdem Amtsinhaber Bronislaw Komorowski im ersten Wahldurchgang entgegen der Prognosen mit einem Prozentpunkt dem Herausforderer Duda unterlegen war, gewann Andrzej Duda die Stichwahl am 24. Mai mit 53 Prozent der Stimmen.

Viele interpretieren Dudas Sieg als einen Wunsch nach Veränderung. Andererseits machte im ersten Durchgang weniger als die Hälfte der Polen von ihrem Wahlrecht Gebrauch. Bei der Stichwahl lag die Wahlbeteiligung wie bei den Präsidentschaftswahlen 2010 um die 55 Prozent. Zum Vergleich: Bei der Bundestagswahl 2013 wählten in Deutschland 72 Prozent. Nicht alle glauben an den politischen Wandel. Viele Studenten sehen die politischen Verhältnisse in ihrem Land kritisch.

Monika aus Lublin kann die geringe Wahlbeteiligung verstehen: „Die Kandidaten waren beide sehr konservativ.“ So oder so glaubt sie nicht daran, dass sich durch das Ergebnis der Wahlen etwas ändern wird. „Wir Polen trauen dem System nicht“, ergänzt der 20-jährige Warschauer Psychologiestudent Wojciech. Auch nach über 25 Jahren fehle noch das Vertrauen in die Demokratie. Ein Schlüsselerlebnis habe er in Skandinavien gehabt: „Dort hat mein Gastvater mehr Steuern bezahlt, als er musste – weil er darauf vertraute, dass diese sinnvoll eingesetzt werden. Das war für mich unvorstellbar.“ Wojciech wünscht sich liberalere Wirtschaftspolitik, niedriger Steuern und eine effizientere Verwaltung. Auch sei Korruption ein großes Problem in Polen. Schließlich haben sowohl die Bürgerplattform, Partei des bisherigen Amtsinhabers Komorowski, als auch die Partei „Recht und Gerechtigkeit“, die Duda vertritt, einige Korruptionsskandale vorzuweisen. So erklärt sich Wojciech auch eine weitere Überraschung dieser Präsidentschaftswahl: Pawel Kukiz, ein rechtspolpulistischer parteiloser Rockmusiker, gewann im ersten Durchgang gut 20 Prozent der Stimmen. „Ich finde es gut, dass er sich für mehr Volksbeteiligung und eine Revision des bestehenden Wahlrechts einsetzt“, meint Monika, während sich Wojciech klar von dem Anti-System-Kandidanten Kukiz distanziert: „Meiner Meinung nach ist ein Kandidat unwählbar, der vorher mit einer Rockband über Sex am Strand gesungen hat.“

In Deutschland versuchen die Medien nun, die politischen Konsequenzen von Dudas Sieg einzuordnen. Denn auch wenn der polnische Staatspräsident überwiegend repräsentative Funktionen ausübt, sind die Wahlergebnisse ein Signal für die Parlamentswahlen im Herbst. 25 Jahre nach den ersten freien Wahlen drängt sich zudem die Frage auf, was die aktuellen Entwicklungen über die Verwirklichung des demokratischen Gedankens in der polnischen Gesellschaft aussagen. **(jas)**

„Wir distanzieren uns ausdrücklich von unserer Zusammenarbeit. Wir wussten von nichts. Alle haben nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt.“ – ein Sponsor



„Er hat sich doch immer in so guter Gesellschaft bewegt. Ich hätte nie gedacht, dass er korrupt ist.“ Wladimir P.



„Ich habe ihm mein vollstes Vertrauen ausgesprochen, und er hat mich enttäuscht! Ich hätte ihm das nie zugetraut. Er war immer ein so unscheinbarer Typ.“ Angie M.

Von den Machern von

Der Pate



OFFICIAL SELECTION KATAR INDEPENDENT FILM FESTIVAL

INTERNATIONALER GADDAFI-PREIS FÜR MENSCHENRECHTE

RNZ-AWARD BESTER FILM 2015

MARIO PUZOS

SEPP BLATTER

Vier Jahrzehnte bei der Mafifa

Sehen Sie ein filmisches Meisterwerk über den Aufstieg von Sepp „Der Bestecher“ Blatter vom Schweizer Bergjungen zum Godfather of Corruption. Nachdem er wegen charakterlicher Mängel von der italienischen Mafia abgelehnt wurde, gründet er sein eigenes Syndikat, das bald zum mächtigsten der Welt aufsteigt. Er schmiert Funktionäre, trifft sich mit Diktatoren und macht den Fußball kaputt. Er ist skrupelloser als der Pate und reicher als der Kaiser. Dann aber wird ihm seine eigene Hybris zum Verhängnis. Auch sein Versuch, die Weltmeisterschaften nach Nordkorea, in den Iran oder den Islamischen Staat zu vergeben, trugen zu seinem Scheitern bei.

Sehen Sie die aufregende Geschichte des Mannes, der der Korruption ein Gesicht gab.

RUPRECHT FILMS PRESENTS A MAB/JAB/VEM/JOP ENTERTAINMENT PRODUCTION DIRECTED BY MARIO PUZO
STARRING ADIDAS GASPROM NIKE MCDONALD'S COCA COLA AND VISA CARD
MUSIC BY 50 CENT MUSIC SUPERVISOR HELENE FISCHER SPECIAL EFFECTS ULI HOENESS
EXECUTIVE PRODUCER SILVIO BERLUSCONI